Erik Kothny

Siggi

Ein Metaller erzählt

Genderfreie Erzählungen

Siggi

Ein Metaller erzählt

Genderfreie Erzählungen

notiert von

Erik Kothny

Impressum

Texte:	© Copyright by Erik Kothny
Umschlag:	© Copyright by Erik Kothny
Fotos:	Siggi Ebert
Verlag:	Erik Kothny 131/9, Moo 6, Soi 12 Naklua Road Banglamung, Chonburi 20150 Thailand kothny@hotmail.de
Druck:	epubli - ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Vorwort

„Siggi“ ist eine Sammlung von 55 Geschichten, die sich Autor Erik Kothny und sein Feriengast Siggi fast jeden Morgen erzählten. Bunt zusammengewürfelt. Und auch unterschiedlich lang.

Die Tagesereignisse bestimmten die Themen. Wenn Claudia Roth bei einem Besuch in Teheran Kopftuch trug, war Kopftuch das Thema, und wenn Siggis Frau Li wieder einmal kein Trinkgeld gab, weil das in China verpönt ist, erzählte Siggi einem Schwank aus einem chinesischen Restaurant.

Geschrieben ist dieses Buch gegen alle „Political Correctness“, so, wie man sich eben unter Frauen und Männern aus dem Volk unterhält. Neger werden Neger genannt und Chinesen, Chinesen. „Divers“ gibt es nicht und wenn, dann heißen sie – wie in Thailand üblich - Ladyman oder Katoi. Also alles in allem sind die Geschichten gegen den Mainstream geschrieben, halt so, wie einem das Maul gewachsen ist. Kurzum, dieses Buch ist absolut genderfrei. Alle Männ*innen können hier aufhören zu lesen. Die Unterhaltung zwischen Siggi und mir unterwirft sich nicht dem sprachlichen Terrorismus.

Es sind 55 Geschichten. Warum? Weil Siggi und Li für ihren Thailand-Aufenthalt nur ein 60-Tage-Visum haben und sich der Autor jeden Morgen mit Siggi an seinem runden Tisch auf der Terrasse zum Small Talk trifft. Fünf Mal hat es keine Geschichte gegeben. Entweder, weil es geregnet hat oder weiß der Geier, warum.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	**1**
Einleitung	**4**
1. Tag. Abuja	**8**
2. Tag. Der Baum	**10**
3. Tag. Drehmomente	**12**
4. Tag. Hose runter	**15**
5. Tag. Hammer	**19**
6. Tag. Kopftuch	**21**
7. Tag. Der Ingenieur	**23**
8. Tag. 4 x 400 Megawatt	**25**
9. Tag. Leo II	**29**
10. Tag. Allah und der tote Hund	**33**
11. Tag. Zwanzig zerstückelte Leichen	**34**
12. Tag. Verrottet	**37**
13. Tag. Sklavendenkmal	**40**
14. Tag. Zwei Cola	**42**
15. Tag. Buschbar	**45**
16. Tag. Abgeschüttelt	**49**
17. Tag. Weiber	**51**
18. Tag. Tiere	**53**
19. Tag. Peiner Kran	**56**
20. Tag. Fromme Flöhe	**59**
21. Tag. Einmal Volltanken.	**61**
22. Tag. Die Rückkehr der Suren.	**63**
23. Tag. Kalaschnikow 1	**65**
24. Tag. Kalaschnikow 2	**67**
25. Tag. Stahlkugeln	**68**
26. Tag. Eier	**70**

27. Tag. Chu Chu 71
28. Tag. Der faule Sack 73
29. Tag. Baggerzahn 75
30. Tag. Burkini vs. Bikini 78
31. Tag. Wasserpumpenzange 80
32. Tag. Die Grünen 81
33. Tag. Khomeini 82
34. Tag. Ab bei Nacht und Nebel 84
35. Tag. Gesichtsverlust 87
36. Tag. Hausdurchsuchung 89
37. Tag. Schwimm-Meisterin 90
38. Tag. Buschtrommeln 91
39. Tag. Destille 94
40. Tag. Fliegende Ameisen 96
41. Tag. Haarsträubendes Neujahr 97
42. Tag. Der Master und der liebe Gott 98
43. Tag. Polizeigürtel 100
44. Tag. Öltransporter 101
45. Tag. Zipfelmann 103
46. Tag. Beschnitten 105
47. Tag. Air 106
48. Tag. Kobo-Polizist 107
49. Tag. Golfplatz 109
50. Tag. Fuck You 111
51. Tag. Handschlag 112
52. Tag. Stroh-Rum 113
53. Tag. Ger-Money 115
54. Tag. Glückliches Dinner 117
55. Tag. Li 119
Der Autor

Einleitung

Montag, 14. April. 2014, 19:13 Uhr:
Mich erreicht eine Mail von „Ferienwohnung.de“

Ein Interessent. Name Siegfried Engel[1)]. Er fragt, ob wir eine Wohnung frei haben.
Anreise: 1. Februar 2015
Abreise: 30. März 2015
Anzahl Personen: 2

Leider muss ich ablehnen, da wir zu diesem Zeitpunkt unsere Wohnung im ersten Stock der Villa Kothny in Pattaya bereits belegt haben. Meine Tochter war aus Berlin zu Besuch gekommen. Ich verweise Siggi an unseren Nachbarn Jean Marie[1)] aus Belgien. Der hatte noch ein Apartment frei.

Und so kommt es, dass ich im März 2015 Siggi und seine Frau Li [1)], eine reizende Chinesin kennenlerne. Ich gehe jeden Morgen in Jean Marie’s Pool schwimmen und da bleibt es nicht aus, dass man miteinander ins Gespräch kommt.

Siggi, so erfahre ich, ist 77 Jahre alt und Rentner. Er war Stahlbaumeister bei „*Bilfinger und Berger*“ gewesen, kam in der Welt herum. Auf Montage in China hatte er Li kennengelernt. Sie war so eine Art Chefin. In China ist es üblich, dass man einem Ausländer einen Einheimischen zur Seite stellt,

1. Um zu lernen und
2. damit alles unter chinesischer Kontrolle bleibt .

Was nicht vorgesehen war: Li und Siggi verliebten sich. Kein Wunder, denn Li ist ein bezauberndes Wesen. Klein, drahtige Figur, Pagenkopf, den sie meist unter einer keck aufgesetzten Kappe verbirgt. In jungen Jahren war sie Stadtmeisterin von Peking im Schwimmen gewesen. Die kleinen Lachfältchen an den Augen zeugen davon, dass ihre Freundlichkeit nicht gespielt ist.

Und auch die ruhige, besonnene Art von Siggi hatte ihren Reiz. Die beiden wurden ein Paar, heirateten. Li wurde deutsche Staatsbürgerin, aber ihren chinesischen Charme hat sie sich erhalten.

Meine Begegnung mit beiden ist anfangs nur oberflächlich, auf Small Talk Niveau, sozusagen. Beide schauen sich meine Wohnung im ersten Stock an und sind begeistert. Hier wollen sie ihren Urlaub im nächsten Jahr verbringen.

Doch das Schicksal sieht eine andere Weichenstellung.
Ich habe zwei Katzen. Lena und Benny. Eines Tages ist Benny weg. Alles Suchen bleibt erfolglos. Vier Tage nach seinem Verschwinden hangelt sich eine Python oben entlang des Zauns zu Jean Marie's Swimmingpool. Gut und gern drei Meter lang und in der Mitte eine verdächtige Wölbung. Ich mochte den Gedanken nicht zu Ende denken……

Benny bleibt verschwunden.

Ich erzähle Li und Siggi von der Schlange.

Li sagt die Wohnung sofort für das kommende Jahr ab. Sie hat panische Angst vor Schlangen.

2016 und 2017 verbringen Li und Siggi ihren Urlaub in einem Hotel. Palm Garden. Sinnigerweise, ohne Palmen und ohne Garten. Aber diese Trickserei ist in Thailand durchaus üblich.

Der Zufall will es, dass ich im Internet auf der Suche nach auf ein Kuriosum stoße. In Bangkok hatte sich eine Kobra durch die Kanalisation bis in die Klomuschel eines Hotels vorgearbeitet. Ich zeige Li dieses Bild und sage, dass Palm Garden auch an eine Kanalisation angeschlossen ist. Wir hingegen entsorgen unseren Schiss noch in altbewährte Sickergruben, die alle fünf Jahre entleert werden. Da kann einem eine Schlange beim Kacken nicht in den Hintern gucken.

Siggi bucht für 2018 bei uns.
Die beiden Hannoveraner kommen Ende des Jahres. Sie sind mehr als nur Gäste. Wir gehen oft zusammen essen, trinken schon mal einen Kaffee miteinander, es entwickelt sich vom ersten Tag an ein herzliches, zwangloses Verhältnis. Vor allem morgens, wenn Siggi gegen 9 Uhr seinen Müllbeutel in unseren Mülleimer wirft und die leeren Flaschen bei uns entsorgt.

Dann setzt er sich hin und wir kommen ins Gespräch. Einmal diskutieren wir über die aktuelle Politik, aber da gibt es nicht viel zu diskutieren, weil wir ähnliche Ansichten haben.

Viel interessanter ist, was Siggi auf seinen Auslandseinsätzen als Metallarbeiter erlebt hatte: Nigeria, Iran, China. Jeden Tag eine andere Geschichte, mit fünf Unterbrechungen, 60 Tage lang. So lange läuft sein Visum, bis er mit Li wieder zurück nach Deutschland muss.

Die Geschichten sind zum Teil Jahrzehnte alt, aber sie zeigen im Kern, wie die Menschen in diesen Ländern ticken. Da hat sich bis heute nicht viel geändert.

Da die Geschichten nicht chronologisch erzählt wurden, ein Überblick über die Stationen des Metallers.

Dez 1977 – Dez. 1980	Iran
Jan. 1990 – Dez. 1983	Abudja, Nigeria
Nov.1994 – Mai. 1996	Peking, China
Jun. 1996 – Jun. 2001	Lagos / Bony, Nigeria
Dez. 2007 – Mai 2010	Peking, China
Dez. 2010 – Dez. 2011	Kunming, China

Abuja

Ich erzähle Siggi am ersten Tag von der Flaschensammlerin, weil sie gerade mit dem Moped bei mir anhält und die Flaschen in ihren Beiwagen kippt. Da wir einen großen Haushalt haben, bekommt sie mit den Flaschen beinahe den Beiwagen voll. Auch bei Jean Marie wird sie fündig. Eine Fuhre in wenigen Minuten, für die sie oft eine Stunde und länger unterwegs ist, vor allem aber ohne in den versifften Mülltonnen an den Straßen suchen zu müssen.

Von dem Geld, das sie für die Flaschen bekommt, kauft sie Medikamente für ihr Kind. Ein schwerkranker Junge mit einem künstlichen Darmausgang. Für die Frau ein Knochenjob, den wohl nur eine liebende Mutter ohne zu klagen hinnimmt, denn sie bekommt nicht, wie etwa in Deutschland, dafür Pfand zurück, sondern nur den Wert des Plastiks. Für ein Kilo erhält sie 8,- Baht. Das sind 22 Cent. Ein Krösus, wer in Deutschland die Mülleimer durchwühlt.

Siggi erzählt mir, dass er Ähnliches in Nigeria erlebt hatte. Dort baute seine Firma den Präsidentenpalast in der neuen Hauptstadt Abuja. Notwendig war der Bau dieser Reißbrettstadt geworden, weil sie in der Mitte des muslimischen Nordens und des christlichen Südens liegt. Durch den Standort sollte keine Religion bevorzugt werden.

Die Liste der nigerianischen Hauptstädte ist lang:

1900 – 1940 Lokoja, Hauptstadt der ehemaligen britischen Kolonie Nordnigeria.
1906 – 1014 Calabar, Hauptstadt der Kolonie und Protektorat Südnigeria

1914 – 1991 Lagos, Hauptstadt der Kolonie des Protektorates und der Republik Nigeria.
1991 – heute Abuja, Hauptstadt der Bundesrepublik Nigeria

Siggi erzählt:

„Wir waren beauftragt, den Präsidentenpalast zu bauen und die Kasernen für die Leibgarde des Präsidenten.

Dazu hatten wir ein eigenes Camp eingerichtet. Allein aus diesem Camp könnte ich Dutzende von Geschichten erzählen. Aber davon später. Li wartet schon mit dem Frühstück auf mich."

Siggi steht auf. „Bis morgen", lässt er mich vor Neugier berstend zurück.

Von da an wiederholt sich täglich dasselbe Prozedere: Siggi kommt die Treppen herunter, entsorgt seinen Müll. Flaschen in die kleine Tonne für die Mutter des kranken Sohnes, Abfall in die große, die ich dreimal in der Woche wegbringe.

Der Baum

Ungeduldig warte ich nächsten Morgen auf Siggi.

Er greift sofort den Faden vom vergangenen Tag auf:

„Von unserer Unterkunft ins Bau-Camp fuhren wir an einem riesigen Baum vorbei, größer als alle anderen in der Gegend. Eines Tages saß an diesen Baum gelehnt ein altes Mütterchen. Ich gebot meinem Fahrer zu halten, was dieser aber nicht tat. ‚Zu gefährlich', meinte er, ‚sobald wir stehen, sind wir angreifbar.'"

„Dazu musst du wissen", fährt Siggi fort, „dass ein haltender Wagen sofort von Einheimischen umringt wird. Und wehe, man hat die Türen nicht verriegelt. Die werden aufgerissen und alles, was im Wagen ist, wird entwendet.

Also warf ich aus dem Fenster eine Flasche Wasser und eine Packung Kekse zur Frau hinaus. Wie ich später erfuhr, machten das viele meiner Kollegen auch.

Und das war wohl auch Sinn der Sache. Die Alte war für die Familien zu nichts mehr zu gebrauchen. Sie war ein nutzloser Mitesser; also entsorgte man sie an besagtem Baum an einer Straße, an der vor allem Fremde vorbeikamen und Mitleid mit der Alten hatten.

Eines Tages war sie weg. Und keiner fragte nach ihr.

Meinen Fahrer Thomas ließ das Schicksal der Alten kalt. Er war selber arm und war froh, wenn er abends seine Familie sattbekam. Zu mehr reichte es nicht.

Thomas war so arm, dass er seinen Sohn nicht mal in die Schule schicken konnte.

Drei Jahre lang habe ich für ihn das Schulgeld bezahlt – und mir dann von meiner Familie Vorhaltungen anhören musste, dass ich nicht mehr für die Einheimischen abdrücken wollte. Ein typischer Kapitalist sei ich eben.

Also dann, bis morgen“, erhebt sich Siggi und steigt die Treppen hoch in sein Apartment. 80 Jahre ist er inzwischen alt, aber das sieht man seinem elastischen Gang nicht an.

Drehmomente

„Wie kommst du zu so einer hübschen Frau?“, will ich am nächsten Morgen wissen.

„Eines Tages wurde Bilfinger und Berger beauftragt, die Qualitätskontrolle an einem Großhangar auf dem Flughafen in Peking vorzunehmen“, kommt Siggi direkt zur Sache. „Ein Riesending, damals der größte in ganz Asien. Und damit das auch funktionierte, hat man uns aus Deutschland gerufen. Der Plan: Eine chinesische Firma baut den Hangar und deutsche Ingenieure und Techniker führen die Bauaufsicht – ohne allerdings direkte Eingriffsmöglichkeiten auf den Bau zu haben.

Bei mir war es so, dass ich mit einer Chinesin namens Li zusammenarbeiten sollte. Li war Ingenieurin und für die Qualitätskontrolle verantwortlich. Wenn ein Arbeitsabschnitt beendet war, wurde ich gerufen und kontrollierte die Arbeiten. Ich durfte aber nur mit Li zusammen kontrollieren. Li nahm meine Beanstandungen entgegen, fertigte einen Bericht, der an die Bauleitung weitergegeben wurde. Dann wurde nachgebessert.

Das war nicht immer ganz einfach, denn die Chinesen waren überheblich und ließen sich nur ungern etwas sagen.“

„Wieso haben sie euch dann geholt?“, will ich wissen.

„Na ja, die Chinesen kannten damals, Anfang der 90er-Jahre, keine ISO-Normen, wollten aber danach bauen. Politische Vorgabe. Also mussten wir Deutsche das machen.

Ein Beispiel: So ein Hangar besteht aus einem Riesen Dach, dass von einer Stahlkonstruktion gehalten wird. Die einzelnen Stahlrohre streben sternförmig von einem Fundament nach oben. Befestigt werden sie mit fast handtellergroßen Schrauben. Früher hatte man diese Schrauben mit einem zwei Meter langen Schlüssel festgezogen – bis es nicht mehr weiter ging. Was gut gedacht war, endete im Desaster. Die Schrauben scherten ab, weil sie überzogen waren. Nach ISO-Norm müssen Drehmomentschlüssel verwendet werden, die ein Überziehen der Schrauben ausschließen.

Wurden wir von Li gerufen, machte ich mich mit meinem Kollegen an die Überprüfung, kletterten die Gerüste hoch und checkten die Festigkeit der Schrauben. Oft genug kam es vor, dass wir hintereinander Dutzende von Schrauben fanden, die zu locker angezogen waren. Li nahm das in ihr Protokoll auf und ordnete 'Nacharbeit' an.

Die Chinesen waren in ihrer Eitelkeit gekränkt. Ein, zwei Schrauben locker, OK, aber gleich ein, zwei Dutzend, das war schon Gesichtsverlust, also musste dem Deutschen die Schuld gegeben werden, unsere Drehmoment-schlüssel seien nicht richtig eingestellt. Die chinesischen Drehmomentschlüssel seien das Maß aller Dinge. Überprüfung. Und immer zwischen den Fronten: Li. Aber das Weib konnte sich durchsetzen.

Da meist schon die Bauteile von Zulieferfirmen nicht der ISO-Norm entsprachen, schlug Li vor, ich solle den chinesischen Führerschein machen, damit wir die Produktion der Bauteile vor Ort überprüfen konnten.

Und so geschah es. Li und ich fuhren in die Umgebung von Peking und kamen uns dabei näher.

Irgendwann hatten wir dann wohl unseren Drehmoment überzogen, es machte ‚Ping' und wir beschlossen zu heiraten. Aber diese Geschichte erzähle ich dir erst morgen", steht Siggi auf und enteilt die Treppe nach oben zu seiner Li.

Hose runter.

„Du wolltest doch von meiner Heirat erfahren“, nimmt Siggi das Gespräch von gestern auf.

Ich nicke nur und Siggi schießt gleich los:

„Ich wollte anfangs Li einfach nur mit nach Deutschland holen, aber sie wehrte gleich ab: ‚Nur, wenn wir vorher heiraten‘, stellte sie unmissverständlich fest.

Sie wollte auf Nummer Sicher gehen, denn in China sind Gerüchte im Umlauf, dass Mädchen und Frauen im Ausland zur Prostitution gezwungen oder gar als Sklavinnen verkauft werden. Und das sind nicht nur Gerüchte.

Außerdem war Li ja eine erfahrene Frau, Ingenieurin, Mutter eines Sohnes und – zum Glück für mich – geschieden.

Für mich war klar: ‚Die Frau und sonst keine‘.

Also beschlossen wir, in China zu heiraten. Ein Abenteuer für sich. Papiere ohne Ende und nicht nur das. Chinesische Behörden der zivilen Verwaltung haben von den Papieren ganz gewisse Vorstellungen.

Li und Siggi beim Planen des A 380 - Hangars

Zum Beispiel sollte ich auf einem Formblatt von der deutschen Botschaft in Peking bescheinigen lassen, dass ich ledig bin. Ich also zur Botschaft. Die bescheinigt das per Unterschrift und kleinem Dienstsiegel. Doch die Konsular-Abteilung hatte die Rechnung ohne die chinesischen Behörden gemacht: Das Dienstsiegel sei zu klein, befanden sie und verlangten nach einem größeren. Ich also wieder hin. Kopfschüttelnd setzte man über das kleine Dienstsiegel ein größeres und die Chinesen waren‘s zufrieden.

Dann mussten wir ins Krankenhaus: Ärztliche Untersuchung. Röntgen, Herz, Lunge, Zahnstatus, Blut.

‚Kommen Sie mit‘, machte ein Arzt mit einer Handbewegung deutlich, mich hinter einen Vorgang zu begeben. Li wurde weggeschickt. Mit der zweiten Handbewegung machte er unmissverständlich klar: ‚Hose runter!‘ Blieb mir was anderes übrig? Ich ließ die Hose runter und stand da - im kurzen Hemd.

Mit geübtem Griff fasste der Arzt an meine Männlichkeit, gewichtete sie anerkennend und hielt mich anschließend für ehetauglich.

Danach besiegelten Li und ich mit einem Daumenabdruck, dass wir von nun an Mann und Frau sind. Kein Standesbeamter, kein Pfarrer. Einfach schnörkellose chinesische Zivilverwaltung.

Li und ich gingen danach in ihre Wohnung. Vor der Haustür kam die Blockwartin auf uns zu; in grauer Mao-

Uniform und roter Armbinde. Sie redete auf Li ein. Die nickte nur und übersetzte.

Die Kontrolleurin hat gesagt, sie wisse, dass ich schon einen Sohn habe und wir beide dürften kein Kind mehr zeugen. Dies sei chinesisches Gesetz.

Daheim in Deutschland müsste ich die chinesische Ehe in deutsches Recht transformieren. Dazu brauchte ich eine Scheidungsurkunde von Li. Doch so etwas gab es 1996 in China nicht. Man geht einfach auseinander. Die Frau hat Null Rechte. Der Mann bekommt alles. Schnörkellos.

Doch das deutsche Standesamt bestand auf einer Bescheinigung, dass Li geschieden ist.

Der Ausweg: Li ließ sich von einem chinesischen Rechtsanwalt bescheinigen, dass es keine Scheidungspapiere gibt. Und die Richtigkeit dieser Bescheinigung wurde wiederum von der deutschen Botschaft bescheinigt.

Und dann waren wir endlich ein anerkanntes deutsch-chinesisches Paar…“

„… das sich sehen lassen kann“, bescheinige ich Siggi, ehe er wieder in höhere Region enteilt.

Hammer

Immer wenn ich mir Siggi so ansehe, fällt mir auf, dass seine Brille drei Facetten hat. „Wieso?“, will ich wissen.

„Wie Du weißt, bin ich Stahlbauer und da turnen wir schon mal hoch über der Baustelle herum. Ich muss also weit sehen können, aber auch mittel und nah gut Sicht haben. Logisch wäre eine Gleitsichtbrille, aber die verzerrt, und das hätte einen Fehltritt zur Folge und der wäre tödlich.“

„Kenn ich“, bestätige ich, „ich war auch schon mal nach der Reparatur einer Deckenlampe von der Leiter gestiegen, ohne meine Lesebrille abzunehmen. Ich übersah die letzte Sprosse und landete unsanft auf dem Boden, aber erzähl weiter, wie bist Du Stahlbauer geworden?“

„Ich habe Schmied gelernt“, zeigt Siggi auf seine Muskeln: „Die konnte ich früher mit den Fingern nicht umspannen. Wir haben noch alles mit der Hand gemacht. Da war Kraft gefragt.

Ich habe damals, als ich 16 war, bei einem Meister der alten Schule gelernt. Ein Hänfling war ich gewesen. Aber mit der Zeit wurde ich stark wie ein Bär. Ich erinnere mich, dass der Amboss genau unter einer Deckenlampe stand. Ich wuchs sehr schnell auf meine heutigen 1,82 m. Nach zwei Jahren stand mir bei einem Schlag die Deckenlampe im Weg und wir im Dunkeln.

War kein Zuckerschlecken, damals, aber eine gute Schule. Der Meister hatte mir damals Kost und Logis gegeben und im Lehrlingsvertrag 4,-- DM Lohn pro Monat festgeschrieben; bekommen habe ich aber jede Woche einen Heiermann (5,-- DM.)

Kopftuch

„Was gibt's Neues?", fragt Siggi, noch ehe er seine Flaschen entsorgt hatte.

„Deutschland ist ein Narrenhaus", schüttle ich den Kopf und erzähle Siggi von der Meldung in ‚Fokus online'.

„Im Bundestag sollte ein Antrag der Grünen mit dem Titel ‚*Feministische Außenpolitik konsequent umsetzen*' diskutiert werden und ob sich Deutschland dafür stark machen solle, dass Frauen weltweit weniger diskriminiert werden.

Dabei wurde die damalige Bundestags-Vizepräsidentin gezielt angegangen, sie habe diesen Antrag wertlos gemacht, indem Sie sich im Iran den Sitten des Islam unterworfen habe", kläre ich Siggi auf.

„Was hätte sie denn machen sollen?", kontert Siggi. „Natürlich muss sie im Iran Kopftuch tragen. Jeder, der was anderes sagt, ist realitätsfremd.

Ich hatte ein ähnliches Beispiel in meiner Heimatstadt. Da erzählte ich vor Publikum von den Sitten und Gebräuchen im Iran. Eine Zuhörerin bemerkte, sie würde im Iran keinen Schleier tragen.

‚Hallo', holte ich sie in die Realität zurück, ‚sie werden dort dazu gezwungen.'

Dann würde sie zur Polizei gehen und Anzeige erstatten, erwiderte sie.

‚Wenn Sie zur Polizei gehen', bemerkte ich, ob so viel Dummheit, sarkastisch, ‚würde man ihnen den Schleier an den Kopf nageln, sie vergewaltigen und dann wegen unehelichen Sex in den Kerker werfen.'

Die Dame war beleidigt und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr mit mir. Da fragte ich mich, wie realitätsfremd manche Leute doch in Deutschland sind.

Wenn schon eine Bundestags-Vizepräsidentin sich dem Diktat des Islam unterwirft und dann von Frauenrechten doziert."

Der Ingenieur

Ich wundere mich immer, mit welcher Regelmäßigkeit Siggi seinen Müll runterbringt. Aber ich glaube, er genießt es ebenfalls, mit mir zu plaudern. Ich erzähle ihm auch meine Geschichten. Die finden hier aber keinen Platz, weil ich viele davon bereits in meinen Büchern veröffentlicht habe. Heute habe ich ihm mein neues Buch gegeben. „Im Netz der ‚Nazi-Jäger".

„Da stehst du aber nicht drinnen", bemerke ich.

„Ich muss ja nicht zu allem meinen Senf dazugeben", bemerkt er und erinnert mich daran, dass ich in dem Buch davor „Deutschland es brennt", schon mal eine Geschichte von ihm verarbeitet hatte.

„Erinnerst Du Dich?" Siggi nickt.

Aus Nigeria hatte er mir vor einem Jahr folgendes Beispiel erfolgloser Entwicklungshilfe erzählt.

„Zum Bau einer Halle wurden Ortskräfte eingestellt. Die Vorarbeiter aber kamen aus Deutschland. Da dachte sich die deutsche Geschäftsleitung vor Ort, man könnte doch einen Einheimischen im Mutterhaus Frankfurt ausbilden lassen und dann in Nigeria einsetzen.

Gesagt, getan. Ein fähiger Arbeiter wurde nach Deutschland geschickt. Alle waren stolz, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen zu haben. Erstens würde ein Einheimischer weniger Geld kosten und zweitens hätte

man nachhaltige Entwicklungshilfe geleistet. Aber die Geschichte ging anders aus als geplant.

Als der Afrikaner nach Nigeria zurückkam, ließ er als erstes Visitenkarten drucken und gab als Berufsbezeichnung ‚Ingenieur' an. Von der Firma verlangte er einen Schreibtisch – er sei ja nun schließlich ein Boss – dazu ein Funkgerät und einen „Kaffee-Boy", damit er seine Order an die Arbeiter weitergeben könne. Schließlich wollte er noch ein Auto mit Fahrer. Als Ingenieur stünde ihm das zu.

Die Firma wollte ihn feuern, weil er das Mehrfache eines deutschen Vorarbeiters kostete; und das ohne Leistung zu bringen. Die nigerianische Gewerkschaft aber stellte sich quer. Schließlich einigte man sich auf eine hohe Abfindung und ein Auto, mit dem er dann zufrieden von dannen fuhr."

Anmerkung des Autors:

Ich weiß, dass es Leser geben wird, die den Finger heben und mir ‚Generalisierung' vorwerfen. Das ist es aber nicht. Was diese Gutmenschen vergessen, ist, dass in anderen Kulturen ganz andere Maßstäbe gesetzt werden. Diese an unsere anzupassen, dürfte Generationen dauern, wenn nicht gar unmöglich sein. Was es auf alle Fälle bedarf, ist Geduld, weil sich die ganze Einstellung von Grund auf ändern muss.
Mit solchen Problemen sind in der Regel nur die vertraut, die vor Ort sind, ob Projektleiter oder Entwicklungshelfer.

4 x 400 Megawatt

Heute Nacht fällt wieder einmal der Strom aus. In Thailand nichts Ungewöhnliches.

Als Siggi die Treppen herunterkommt, kläre ich ihn auf. „Vor 40 Jahren war das gang und gäbe".

„Wie im Iran auch", greift Siggi den Stromausfall auf, um mir eine weitere spannende Geschichte aus seinem Leben zu erzählen.

„Licht in den Wohnungen und auf den Straßen waren die Ausnahme. Deshalb wurde unsere Firma gebeten, am Kaspischen Meer ein Kraftwerk zu bauen.

Es sollte etwas Gewaltiges werden, vier Kraftwerke nebeneinander und jedes so groß wie ein Fußballfeld. Täglich wurden 600 Arbeiter mit Mercedes-Mini-Bussen aus der Umgebung angekarrt, um das Mega-Kraftwerk zu errichten. Direkt am Kaspischen Meer.

Meerwasser sollte destilliert werden. Mit Öl aus der Region sollte es zu Dampf erhitzt werden, der dann eine Riesen Turbine in Bewegung setzte, um einen Generator mit 400 Megawatt Leistung anzutreiben. So etwas musste natürlich auf solidem Fundament installiert werden – und dafür war ich zuständig.

Turbine und Dynamo sollten auf einem Betonsockel von vier Meter Dicke einen festen Stand haben, aber elastisch auf mehreren Stützen gelagert sein, um die

Erdbebenstöße in dieser Region unbeschadet zu überstehen.

Diese riesigen Betonquader wurden auf hydraulischen Stelzen gegossen. War der Beton ausgehärtet, konnten die Stelzen entfernt werden. Eine hundsgefährliche Arbeit. Als es so weit war, rief ich meine 25 Arbeiter zusammen und erklärte den Ablauf der Arbeit.

Da schüttelte der Sprecher der Arbeiter den Kopf und sagte: ‚Nicht heute, die Arbeit ist so gefährlich, dass wir zuvor ein Fest feiern müssen. Es könnte dabei ja jemand ums Leben kommen.'

In Absprache mit der Firmenleitung fügte ich mich.

Am nächsten Tag staunte ich nicht schlecht, als meine 25 Arbeiter aus den Minibussen krabbelten und allerlei Gerätschaften entluden und drei Schafe an den Beinen herauszerrten. Dann begann ein emsiges Treiben.

Ölfässer wurden aufgeschnitten, Stahlbeine angeschweißt. Wie sich später herausstellte, waren das Grillöfen. Und davon gab es gleich mehrere.

Etwas länger dauerte meine Überlegung, bis ich erkannte, was es mit dem Abschleifen von Stahlsägen auf sich hatte. Sie wurden zu scharfen Messern umfunktioniert.

Wozu diese Messer Gut waren, erfuhr ich, als man sie zu den hydraulischen Stelzen brachte, an denen die Schafe angebunden waren. Dann ging alles ganz schnell: Ein

scharfer Schnitt durchtrennte die Kehle, erst des ersten, dann des zweiten und schließlich des dritten Schafes.

Der Boten unter dem Turbinensockel färbte sich unter den zappelten Tieren blutrot: ‚Das bringt Glück', meinte einer der Arbeiter.

Mir wurde schlecht.

Als der Todeskampf der Tiere zu Ende ging und sie ausgeblutet waren, hievte man sie wieder in die Busse und ab ging die wilde Hatz Richtung eines Dorfes, aus dem einige Arbeiter stammten.

Auf einer grünen Wiese vor dem Dorf stoppte die Karawane. Viele Arbeiter folgten den Mercedes-Bussen mit ihrem Moped. Da auch aus dem Dorf Mopeds anrauschten, versammelten sich schnell knapp 50 Leute auf dem Platz.

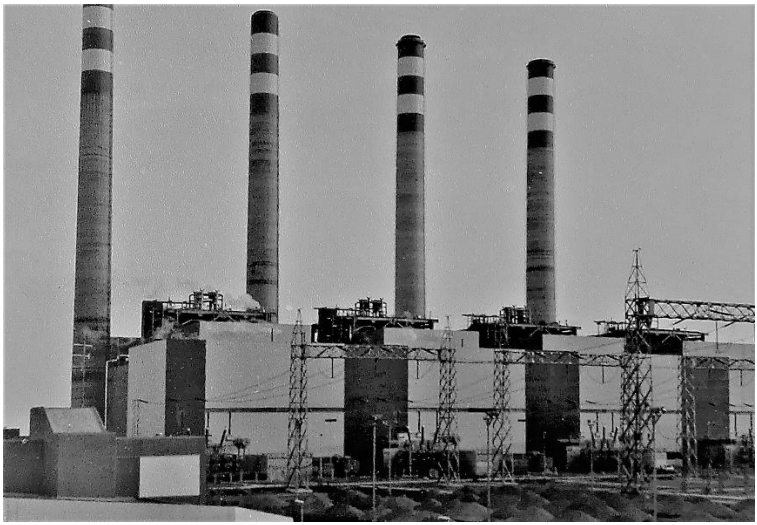
Dort zog man den toten Schafen das Fell ab und löste das Fleisch von den Knochen, schnitt es in Happen-gerechte Stücke und spießte es auf Schweißdrähten oder Elektroden auf. Drei Männer spielten dazu eine eintönige Musik mit zwei Trommeln und einer Art Geige, die statt des uns gewohnten geschwungen Resonanzkörpers einen runden Tonverstärker hatte.

Die Eingeweide der Schafe landeten in kleinen Plastiktüten und wurden unter den Arbeitern aufgeteilt. Andere bekamen Stücke vom Fell ab oder die Knochen.

Mir wurde noch mal kotzübel.

Nach dem Fest ging es an die gefährliche Arbeit. Die Hydraulik-Stelzen unter dem Betonsockel wurden abgelassen und mit schweren Ketten weggezogen. Der Boden war immer noch von der Schächtung blutrot.

Und dann stand er endlich frei, der Turbinensockel, majestätisch und erhaben, befreit von der Verschalung und den Stützen, so, als wollte er sagen: ‚Erdbeben. Was ist das?'"



4 x 400 Megawatt - Kraftwerk

Leo II.

„Siggi, kannst du das mit dem Steinmeier verstehen?“, frage ich am nächsten Morgen, „Bild titelt heute: ‚Steinmeier gratuliert den Terror-Mullahs zur Revolution‘“. Einzelheiten hatte ich aus dem Stern kopiert: *„Zum Nationalfeiertag der Islamischen Republik Iran übermittle ich Ihnen, auch im Namen meiner Landsleute, meine herzlichen Glückwünsche.“*

Anmerkung des Autors:
„Der Nationalfeiertag im Iran markiert die Machtergreifung durch den geistlichen Führer Ajatollah Ruhollah Chomeini. Mit der islamischen Revolution begann eine Terrorherrschaft, in der politische Gegner eingesperrt, gefoltert und hingerichtet werden und die Rechte von Frauen massiv eingeschränkt sind. Zudem unterstützt Teheran den syrischen Diktator Baschar al-Assad und die israelfeindliche schiitische Hisbollah-Miliz und stellt auch selbst das Existenzrecht Israels infrage.“

„Siggi, kannst du das verstehen“, frage ich.

Siggi schüttelte den Kopf.

„Der Steinmeier ist ein gebildeter Mann und sollte als Bundespräsident diplomatisches Geschick haben. Das ist schließlich sein Beruf. Guck mal, ich bin ein

gelernter Stahlbaumeister und politisch gar nicht geschult. Dennoch wurde nach dem Schlachtfest mein diplomatisches Vermögen auf eine harte Probe gestellt.

Wir kamen mit den Bauarbeitern ins Gespräch. Was heißt Gespräch? Wir unterhielten uns in Zeichensprache, denn wir Deutschen sprachen kein Farsi und die Iraner kein Englisch.

Nun, die Jungs wollten wissen, ob ich verheiratet bin und Kinder habe. ‚Zwei,' zeigte ich, ‚einen Jungen', die Gesichter erhellten sich, und ein Mädchen.' Die Gesichter blieben teilnamenlos.

Ob ich Soldat gewesen sei. Sie zeigten dies durch einen militärischen Gruß und deuteten auf mich. Als ich das durch Nicken des Kopfes bejahte, wollten sie wissen, ob ich denn auch schießen könne. ‚Ratatatata', schüttelten sie ein imaginäres Gewehr in ihren Händen. ‚Natürlich', nickte ich: ‚Pistole, Gewehr, 2-cm-Geschütz, ja sogar Kanonen habe ich abgefeuert.' Ein Krümmen des Zeigefingers deutete auf eine Pistole hin, beim Gewehr kam die Stützhand vor dem gekrümmten Zeigefinger hinzu. Für die 2 cm Kanone benötigte ich einen Stock und für die Kanone genügte ein kräftiges ‚Wummm'.

Die Arbeiter rückten interessiert an mich heran. Ob ich mich denn auch mit Panzern auskenne? Das

machten sie mit einer Zeichnung in den Sand deutlich. Ich nickte. Einzelheiten wollten sie wissen. Ich erklärte ihnen, dass der Leo auch im Fahren schießen könne. Dazu brummte ich und machte Wumm Wumm. Sie schauten mich fragend an.

Ich nahm meine Taschenlampe und richtete den Strahl auf einen bestimmten Punkt und machte wieder ‚Wum Wum'. ‚So was hat der Leo auch', dozierte ich; wenn man dann abdrückt, zeigte ich mit der Hand den Abschuss an, geht der Schuss genau dahin, wo der Lichtstrahl hinfällt, deutete ich auf den Lichtkegel.

Und nun kam das Schwierigste. Die Leute palaverten durcheinander und machten immer wieder mit dem Daumen die Handbewegung vor dem Kehlkopf. ‚Also irgendjemand soll gekillt werden', mutmaßte ich. ‚Jahudi, Jahudi', plärrten sie durcheinander und fuhren sich mit dem Daumen über die Kehle. Ich wusste nicht, was sie meinten, bis sie einen Davidstern in den Sand zeichneten und auf sich und mich deuteten.

‚Aha', meine Mutmaßung, die Deutschen mit ihrer Technik und die Iraner mit ihrem Todesmut gemeinsam gegen Israel. Die Daumengeste vor dem Kehlkopf ließ keine andere Deutung zu.

Jetzt war meine Diplomatie gefragt. Ich hätte dem natürlich beipflichten können, wollte aber nicht.

Ich schüttelte nur den Kopf, zeigte auf mich und das im Bau befindliche E-Werk; sollte heißen: ‚Ich werde hier gebraucht. Damit können wir eure Baumwollfelder auch nachts taghell erleuchten', formte ich mit der Hand einen Scheinwerfer und danach die Pflückgeste, was so viel heißen sollte: ‚ihr könntet Eure Frauen auch nachts arbeiten lassen. Das ist doch schlauer, als Israelis den Hals durchzuschneiden.'

Das leuchtete offenbar ein. Die Arbeiter nickten."

„Und ich meine," richtet Siggi seine Worte an mich, „Steinmeier hätte sich zum Jahrestag der Revolution ähnlich diplomatisch ausdrücken können. Die passenden Worte hatte er ja in der Schule gelernt, hatte einen Dolmetscher zur Seite und war nicht, wie ich, auf Zeichensprache angewiesen."

„Dem kann ich nur beipflichten", nicke ich, kann mir aber die Spitze nicht verkneifen, „Vielleicht sollte man Dich zum Präsidenten machen und den Steinmeier auf Montage in den Iran schicken."

Allah und der tote Hund

Mein Hund Dam-Dam begrüßt Siggi immer sehr stürmisch, wenn er die Treppen herunterkommt.

„Ein Hund ist eben eine Art Kamerad für den Menschen."

Dem kann ich nur beipflichten. „Ich gehe sogar so weit, dass ich behaupte, Tiere haben auch eine Seele wie wir Menschen."

„Das ist bei den Moslems ganz anders", beginnt Siggi eine neue Geschichte.

„Ich fuhr mit meinem Geländewagen ins Materiallager, um Bauteile zu holen. Unterwegs war eine riesengroße Pfütze. Ich mit Schmackes hinein. Gleichzeitig stürzt ein halb verdursteter Hund ins Wasser, schlappert – und kommt unter die Räder. Der Hund war auf der Stelle tot.

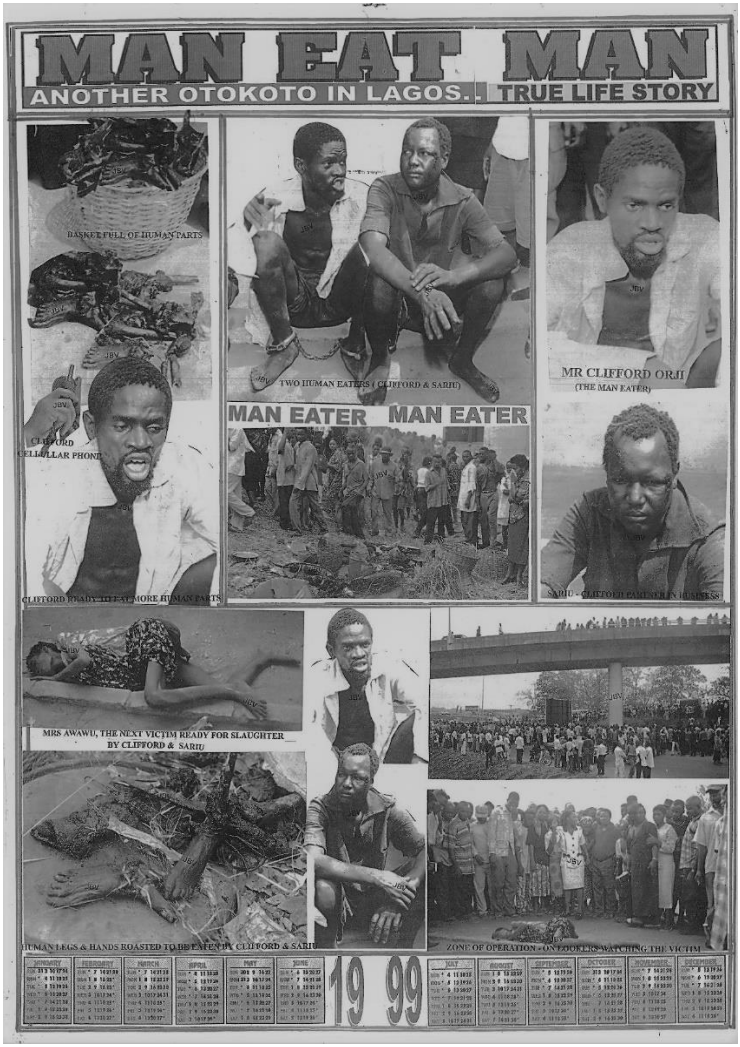
Mein Beifahrer sagte nur: 'Nicht gut', obwohl Moslems für Hunde nicht viel übrighaben und sie eher meiden.

Fand ich auch, dass das nicht gut war, aber ich konnte den Unfall nicht verhindern.

Sonntags darauf beim Tennisspielen knickte ich um und musste ins Krankenhaus. ‚Starke Bänderdehnung', so die Diagnose. Mit Gips wurde ich schließlich aus der ärztlichen Obhut entlassen.

‚Siehst du', meinte mein Beifahrer, , das ist Allahs Strafe'."

Zwanzig zerstückelte Leichen.



„Was hast du denn hier für eine Zeitung?“, fragt Siggi

„Ist ´ne Thai-Zeitung. Hat meine Schwiegertochter liegen gelassen, bevor sie zur Arbeit ging.“

„Ist ja gruselig“, zeigt Siggi auf die Titelgeschichte mit einer verstümmelten Leiche.

„Die Thais haben da keine Skrupel, entstellte Leichen abzubilden, ohne sie zu verpixeln.“

„Kenn ich“, greift Siggi den Faden auf. „In Nigeria hatten wir in Lagos einen großen Lagerplatz. Über dem Magazin im oberen Stockwerk lag unser Büro. Eines Tages sahen wir eine Zusammenrottung von einheimisches Arbeitern. Sie diskutieren wild miteinander. Wir dachten schon, es werde wieder einmal ein Streik organisiert. Da war sicher was im Busch. Also gingen wir hinunter und ließen uns die Situation erklären.

Von wegen Streik. In der Nähe des Flughafens hatte man Leichenteile entdeckt. Schnell hatte das Gerücht aus abgetrennten Händen, Füssen und Köpfen zwanzig Opfer rekonstruiert.

Der Mörder war schnell dingfest gemacht und abgeführt worden. Drauf gekommen war man ihm, als jemand neugierig unter einer mehrgeschossigen Kreuzung einem Trampelpfad folgte, der in einen Einstieg zu einer Kanalisation führte. Die Kanalisation nahm in der Regenzeit das angestaute Wasser auf, damit die Straßen befahrbar blieben.

Streikbefürchtung also zerstreut.
Am nächsten Tag sah man die Leichenteile in allen Einzelheiten in der Zeitung. Auch unverpixelt.

Was war geschehen?

Die Zeitung am nächsten Tag gab Aufschluss. Ein Einheimischer hatte in der Trockenzeit mehrere Menschen umgebracht und in der Kanalisation versteckt. Dort zerlegte er die Kadaver und verkaufte die Leichenteile an Medizinmänner. Die brauchen nämlich für ihren Zauber menschliche Knochen und Köpfe. Damit sagen sie die Zukunft voraus, oder heilen Krankheiten.

Das Wort „Tschutschus" für Medizinmann durfte ich aber vor meinen Arbeitern nicht in den Mund nehmen. ‚Pst', legten sie den Zeigerfinger vor den Mund und geboten mir, das Wort „Tschutschu" nicht mehr auszusprechen. Das bringe Unglück.

Einige Tage später wurde ich erneut mit den Morden konfrontiert. Skrupellose Journalisten hatten die Fotos der Leichenteile zu einem Kalender zusammengestellt. Der wurde zum Kauf angeboten. Und da mir diese Geschichte niemand in Deutschland geglaubt hätte, habe ich einen solchen Kalender gekauft und mit nach Hause genommen."

Verrottet.

„Siggi, ich habe dir doch gestern von Ban Bangsak erzählt, dem Zigeunerdorf, das mein thailändischer Adoptivsohn Willi mit deutschen Spendengeldern aufgebaut hat."

Siggi nickt.

„Das habe ich vor 14 Tagen besucht", nehme ich diesmal das Heft in die Hand und erzähle ihm, dass Willi nach dem Tsunami in nur drei Monaten 50 Häuser aufgebaut hat und danach 20 Fischerboote zu Wasser gelassen hat. Und ich erzähle ihm auch, wie das einst schmucke Dorf inzwischen völlig verrottet ist. Der Anstrich wurde nicht mehr erneuert, die Türen sind abgegriffen und schmuddelig, die Fenster, so hat es den Anschein, seit 14 Jahren nicht mehr geputzt."

„Kenn ich aus Lagos", nimmt Siggi den Ball auf, „dort hatten wir aus schwerem Stahl pontonartige Kähne gebaut, um Kies zu transportieren.

Die Umweltbedingungen waren so extrem – Sonne, Salzwasser, schwefelhaltiger Kies - dass der Stahl im Nuh rostete und die Motoren verrotteten; Öl, wohin man auch schaute. Da wurde nichts aufgewischt, oder Rost abgeklopft und überstrichen oder gar Beulen begradigt. Nein, solange der Kahn schwamm war alles in Ordnung. Und wenn gar nichts mehr ging, dann rief man uns und wir mussten eine Generalüberholung machen."

„Ist in Thailand nicht anders. Da bauen europäische Aussiedler die schönsten Häuser und pflegen und hegen sie, sterben sie dann und das Haus gehört dem thailändischen Ehepartner, ist der Verfall vorprogrammiert“, pflichte ich ihm bei.

„Aber zurück nach Ban Bangsak“, greift Siggi den Faden Thailand auf. „Ganz in der Nähe in Khao Lak wollte ich 2004 Weihnachten in Green Village verbringe. Der Wirt aber bedauerte. Sein Ressort war ausgebucht. Er notierte unser Reservierung für Ende Januar.

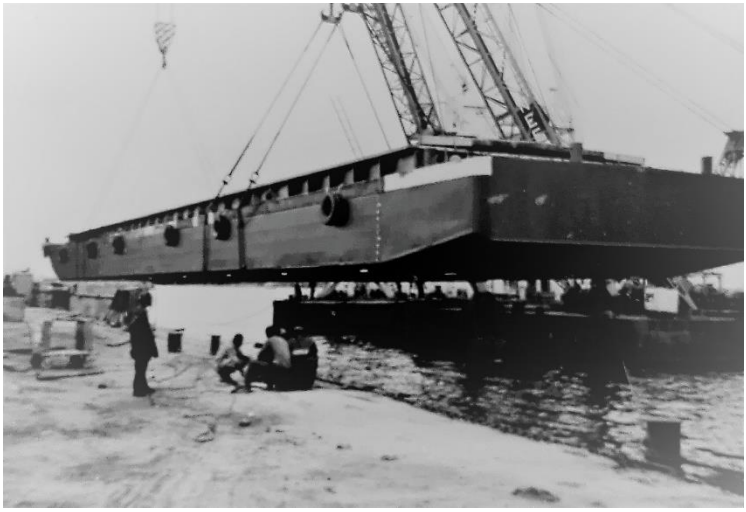
Li und ich verbrachten Weihnachten bei ihren Verwandten in China. Es war am 26. Dezember, als Li anmerkte, in Indonesien würde es Hochwasser geben. So habe man im chinesischen Fernsehen berichtet. Auch hätte das „Hochwasser“ Teile von Phuket überschwemmt.

Erst nach und nach stellte es sich heraus, dass das Hochwasser ein Tsunami war, der 230.000 Menschen das Leben gekostet hatte.

‚Ich rufe Green Village‘ an, griff Siggi zum Handy. Doch das andere Ende der Verbindung blieb stumm. Zu diesem Zeitpunkt gab es kein Green Village mehr. Die durch ein Seebeben vor Sumatra am 26. Dezember um 07:59 Uhr ausgelösten tödlichen Wellen hatten nur zwei Stunden später die Strände an der Adamansee überflutet. Der Betreiber von Green Village und seine Mitarbeiter hatten keine Chance.

Uns war die Lust auf Urlaub vergangen. Wir traten die Rückreise nach Deutschland an.“

„Just als sich Willi aufmachte, um mit einer deutschen Hunderettungsstaffel in Khao Lak nach Tsunamiopfern zu suchen“, sinniere ich. „Um ein Haar, Siggi, wärt ihr auch unter den Opfern gewesen.“



Ponton wird generalüberholt

Sklaven-Denkmal

„Du weißt ja, dass Li mit mir nach Nigeria ging“, beginnt Siggi eine neue Geschichte.

„Nein wusste ich nicht.“

„Also, die Reihenfolge war so: Erst war ich allein im Iran, dann in China und zum Schluss in Nigeria. Da war Li schon mit dabei.“

„Erzähl!“

„Wir waren gerade in Lagos , als uns Einheimische fragten, ob wir ein Monument bauen könnten. Eine Art Denkmal.

Du weißt ja, dass im 15. Jahrhundert portugiesische Seefahrer auf der Suche nach einer Seeverbindung nach Indien, die Küste am Golf von Guinea entdeckten.

Bald nach der Erkundung des Gebiets setzte ein schwunghafter Sklavenhandel. Die Rekrutierung und der „Großhandel“ mit Sklaven war fest in der Hand von moslemischen Sklavenhändlern. Von der Küste aus entfaltete sich der atlantische Sklavenhandel.

Lagos war einer der Häfen, von denen Sklaven vor allem nach Amerika verschifft wurden. Ein Denkmal sollte daran erinnern. Und da wir Weiße waren und daher Kolonialherren, sollten wir das Ganze finanzieren.

Nun Deutschland war damals zwar am Sklavenmarkt nicht beteiligt, das waren eher Portugiesen, Dänen und Engländer – aber weiß bleibt halt weiß.

Unser Chef stimmte zu – Material hatten wir ja genug. Ein Polier goss aus Beton das Fundament und ich als Stahlbauer setzte da ein paar geschwungene, in den Himmel ragende Stahlträger drauf. Fertig die Laube.

Li wollte das natürlich sehen. Ich ab mit ihr vom Lager an den Strand, als mir plötzlich das Blut in den Adern gefror. Mitten auf der Straße lag ein toter Neger. Der Bauch aufgedunsen von der Hitze, die Hände vor dem Körper mit Draht gefesselt.

Li konnte den Anblick nicht ertragen. Ich wendete und fuhr nach Hause."

Eine Auflösung der Geschichte bleibt mir Siggi diesmal schuldig, aber der Tote muss da schon eine ganze Zeit lang gelegen haben, ohne dass sich jemand um ihn gekümmert hat. An diesem Tag wollte mir das Frühstück so überhaupt nicht schmecken.

Zwei Cola

„Cola?“ frage ich Siggi am nächsten Morgen. Er verneint, meint aber eine schöne Geschichte dazu erzählen zu können.

„In unserem Lager am Kaspischen Meer gehörte auch ein Arzt zu unserem Team. Name habe ich vergessen. Das war ein sehr gebildeter Herr. Er hatte einen Reiseführer dabei und verglich immer das Geschriebene mit dem, was wir auf unserem Trip sahen. Eines Tages meinte er, dass hier in der Gegend einmal ein Ableger der Seidenstraße vorbeiführte. Die wolle er erkunden. Er fragte mich, ob ich mitkomme.

Natürlich. Keine Frage.

Entlang der Seidenstraße gab es immer wieder befestigte Rastplätze, an denen die Karawanen damals Rast machten. Diese Rastplätze lagen oft 30 Kilometer auseinander. Und die wollte unser Herr Doktor finden.

Nun einen hatten wir entdeckt und ausgekundschaftet. Nun galt es etwa 20 bis 30 Kilometer weiter den Anschluss-Rastplatz zu finden. Doch der genaue Standort war im Buch des Doc´s nicht verzeichnet. Also fuhren wir auf gut Glück in etwas Abstand die Küste entlang, aber wir fanden nichts.

Es dämmerte, es wurde Nacht. Nun brauchten wir unsererseits einen Rastplatz, denn die Weiterfahrt war wegen der Dunkelheit zu riskant. Unbeleuchtete

Eselfuhrwerke, Schubkarren und Fahrräder waren zu leicht zu übersehen. Und ein Unfall hätte uns in Teufels Küche gebracht.

Bald wurden wir fündig. Mehrere LKW in einem Hof gaben uns den Hinweis, dass man hier Rast machen konnte. Als wir den Raum betraten, eisiges Schweigen, feindliche Blicke.

Unser Fahrer war der Einzige, der sich mit den Einheimischen unterhalten konnte. Er wurde gefragt, wer wir seien. Er erklärte, dass wir das große Elektrizitätswerk am Kaspischen Meer bauten. Die Minen hellten sich auf.

Und als er meinte, dass da ein Doktor dabei ist, schlug die Stimmung von kühl auf herzlich um. Ein gutes Dutzend Fernfahrer und Begleiter nutzten die Gelegenheit, dem Doktor alle ihre Wehwehchen zu zeigen.

Nun, so gut er konnte, schaute er sich die Sachen an und gab Ratschläge, obwohl, sehr viel konnte da nicht rüberkommen, denn wir sprachen kein Farsi und die kein Englisch. Also ab ins Matratzenlager, das man in einem gewölbten Raum zusammengestellt hatte. Alles legte sich hin, nur unser Fahrer zitterte am ganzen Körper.

Warum? Man konnte den Raum nicht abschließen und er hatte Angst, dass man uns in der Nacht die Kehle durchschneiden könnte.

Ich schickte ihn in die Gaststube zurück und ließ ihn zwei Cola holen. Die tranken wir aus und stellten die beiden

Flaschen übereinander direkt an die Tür. Ich ließ ihn die Tür öffnen und die obere Flasche polterte zu Boden. Das Geräusch würde uns wach machen, sollte ein Mörder den Schlafraum betreten.

Der Fahrer war zufrieden. Am nächsten Morgen ging es weiter, aber einen zweiten Rastplatz entlang der Seidenstraße konnten wir nicht mehr finden.

Buschbar

„Na, gestern versumpft?“, versucht ein munterer Siggi meinem verkaterten Gesicht ein Lächeln abzuringen.

„Hongthong Coke“, mehr brauchte ich nicht zu sagen, um Siggi das Chaos in meinem Kopf zu erklären.

„Wo?“

„Strandbar Pattaya.“

„Kenn ich“, nickt Siggi und nimmt Platz. Seinem verschmitzten Lächeln entnehme ich, dass jetzt gleich eine Geschichte aus Afrika kommt. Den Iran konnte man ja in Sachen Barbesuch ausklammern. Und so war es denn auch.

„In Abuja war ja nach getaner Arbeit das Lagerleben trist. Mehr als eine Flasche Bier oder zwei oder drei zu leeren, war nicht. Nach einigen Tagen kannte man alle Deutschen im Lager und ödete sich an.

Bis Mani einmal meinte, wir sollten doch gemeinsam eine Buschbar besuchen. Gesagt, getan. Unweit unseres Camps zweigte von der Hauptstraße ein Feldweg ab und verlor sich im Busch. Plötzlich vor uns ein Licht. Mani steuerte darauf zu.

Je näher wir kamen, desto deutlicher wurde, dass da mit ein paar Latten ein barähnliches Etablissement zusammengezimmert war. Strohmatten sollten

notdürftig vor Sonne und Regen schützen. Da man aber durch das Stroh die Sterne sah, konnte die Konstruktion zumindest gegen Regen nicht allzu wirkungsvoll sein.

Das Brummen eines zwei Takt Generators deutete auf kühles Bier hin, denn die Leistung des Gerätes ließ darauf schließen, dass zur Funzel in der Bar mindestens noch ein Kühlschrank betrieben werden konnte.

Kaum hatten wir Platz genommen, schmissen sich uns gleich mehrere Weiber um den Hals, in der Hoffnung, mal wenigstens auf ein Bier eingeladen zu werden. Das Groß der rund ein Dutzend Damen hatten es auf Mani abgesehen. Er hatte sich bei vergangenen Besuchen wohl als spendabel erwiesen.

Fesche Dinger waren da dabei, hautenge Minis oder Hotpants ließen darunter knackige, gut gebauten Bodys vermuten.

Ich hatte mein Bier kaum geöffnet, da fasste mir eine pechschwarze Lady mit drallem Arsch auch schon an die Eier.

Mir blieb fast der erste Schluck im Hals stecken, aber Mani beruhigte mich: 'Das ist hier so üblich. Die Weiber kommen aus der Gegend, haben kaum was zu Essen und überleben nur durch die paar Gäste hier.'

Und da wurde mich auch sehr schnell die Aggressivität der Mädels klar. Denn auch hier galt Gorbatschows neue Weisheit, ‚wer zu spät kommt, den bestraft das Leben'.

Übertragen auf die Damen. ‚Wer keinen Kerl abbekam, ging mit leeren Händen nach Hause.'

Mit Trinken und Fummeln ging dann der Abend zu Ende. Zumindest für uns, denn die Damen wollten mit.

‚Wie werden wir die wieder los?', wollte ich wissen.

‚Keine Sorge, ich mach das schon', beruhigte Mani und machte das Zeichen zum Einsteigen. Wir vorne in den mehrsitzigen Pick Up rein, und Schwupp die Wupp, saßen fünf, sechs Dinger hinten auf der Ladefläche.

‚Und jetzt?', wollte ich wissen.

‚Lass dich überraschen', meinte Mani, fuhr zurück zur Hauptstraße, bog aber schon nach wenigen hundert Metern ab.

‚Wohin?'

‚Da vorne ist eine Polizeistation', grinste Mani. Und in der Tat, auch die Mädels hatten das mitgekriegt und sprangen ab.

‚Die haben Angst, dass ihnen die Polizisten das Geld abnehmen und sie einsperren', dozierte Mani, und dann ist für die der Abend gelaufen.'

Wohlbehalten kamen wir im Lager an.

Am nächsten Morgen guckten wir dann ähnlich verkatert aus der Wäsche, wie du heute“, lässt mich Siggi in meinem Elend allein und verschwindet nach oben.

„Ob Li die Buschbar auch kennt?“, frage ich mich, ohne darauf je eine Antwort zu bekommen, denn ich habe mich nie getraut, mich danach zu erkundigen.

Abgeschüttelt

„Wieder nüchtern?“, fragt mich Siggi am nächsten Morgen.

„Alles im grünen Bereich“, nicke ich, „und sicher hast du schon wieder eine neue Geschichte auf Lager?“

Siggi nickt und beginnt zu erzählen.

„Man hatte uns ja eingeschärft, nie allein Auto zu fahren. Ich tat es trotzdem. Es war Sonntag und mir war langweilig. Und da ich niemanden belästigen wollte, fuhr ich allein los. Auf der Fahrt sah ich vor mir einen Unfall: Jedenfalls sah es danach aus, denn eine Gruppe stand um jemanden herum und ein junger Bursche gebot mir mit Handzeichen, näher zu kommen. Ich ging vom Gas und wollte schon halten, als ich merkte, wie man eine in Decken gehüllte Frau zu meinem Auto schleifte. Was mit ihr war, war nicht zu erkennen, jedenfalls bewegte sie sich nicht.

Ich war noch in langsamer Fahrt, als der Bursche versuchte, die Hintertür zu öffnen. Spontan gab ich Gas, er rutschte ab, fing sich aber geschickt wie eine Katze, hechtete auf die Motorhaube meines Mercedes Geländewagen und krallte sich mit einer Hand an einem Scheibenwischer fest. Mit der anderen Hand griff er durch das geöffnete Fenster und fingerte nach dem Zündschlüssel. Offenbar wollte er den Wagen zum Stehen bringen. Mit aller Kraft haute ich auf seinen Arm. Er ließ von seinem Vorhaben ab, aber nur, um einen

besseren halt zu finden, denn er versuchte mit einem Bein ins Wageninnere zu kommen.

Mir wurde heiß und kalt, ich bekam Panik.
Ein anderer Wagen schob sich an mir vorbei. Eine Frau auf dem Beifahrersitz fuchtelte mit den Armen um sich, deutete immer wieder an, schneller zu fahren und mich vom Acker zu machen. Offenbar schätzte sie die Gefahr, in der ich mich befand, richtig ein.

Ich gab wechselweise Gast und stieg in die Eisen, gleichzeitig riss ich das Lenkrad mal rechts und mal links rum. Dadurch schaukelte der Wagen auf. Durch die Schlingerbewegung verlor mein ‚Beifahrer' seinen Halt und sprang ab.

Und jetzt begriff ich auch, warum die Geschäftsleitung davor gewarnt hatte, in Nigeria allein Auto zu fahren.

Weiber

Unter Männern sind Frauen natürlich immer ein Thema. Und so erzähle ich Siggi am nächsten Tag von meiner Begegnung mit Ladys in Kenia während der Urlaubs. So was Schönes an Weibsbildern hatte ich bis dahin noch nie gesehen.

Siggi nickt nur und greift den Faden auf:

„Nicht nur in Kenia, auch in Nigeria, gibt es Weiber mit Beinen bis unter die Arme. Und wenn die laufen, weiß man nicht so recht, ob die noch gehen oder schon tanzen.

Und völlig ohne Skrupel machen sie dich auch auf offener Straße an.

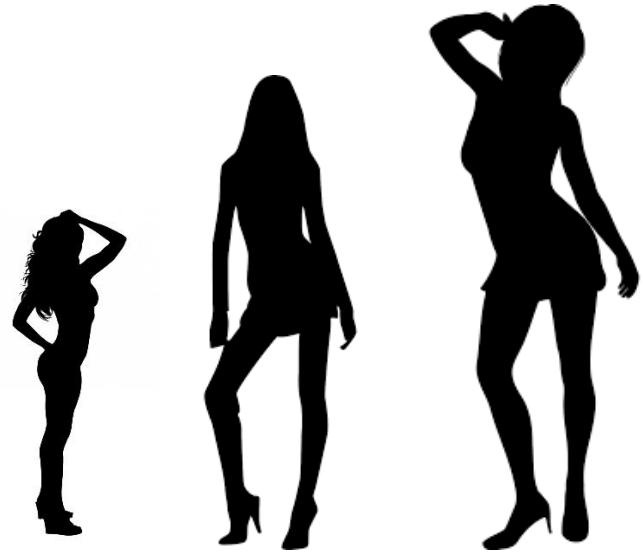
Viele sitzen, wie ich dir ja schon erzählt habe, in den Bars herum. Dort haben sie die Lufthoheit und wenn du als Mann in ihr Beuteschema passt, krallen sie dich. Egal, ob du alt bist oder jung, dick oder dünn, die Ladys in den Bars sind nur auf Kohle aus. Bei den Einheimischen haben Frauen dort wenig zu sagen. Sie sind den Männern ausgeliefert. Verhütungsmittel sind zu teuer. Daher ist die Geburtenrate dort um ein Vielfaches höher als bei uns.

Hab' ich dir ja gestern erzählt, dass die meisten darauf aus sind, einen Ausländer zu aufzureißen. Und auch, wie man sie wieder los wird.

Da gibt es aber dann weiße Männer, die meinen, ‚seine' sei anders und lassen sich mit ihr ein, nehmen sie womöglich mit nach Deutschland.

Ein Kollege von mir hatte eine solche schwarze Gazelle mit nach Deutschland genommen. Am ersten Tag stand ‚Shoppen' auf dem Programm. Irgendwie hatte sich die dunkle Schönheit in einen Pelzmantel verliebt, ihn angezogen und sich geweigert, ihn wieder auszuziehen. Den wollte sie mit nach Nigeria nehmen, um den Leuten dort ihren Reichtum zu demonstrieren.

‚Nein' hatte mein Kollege Widerstand gegen den Kauf angemeldet, der dann aber in sich zusammenbrach, als sich die ‚Dame' samt Pelzmantel auf dem Boden wälzte und ihren Willen durchsetzte. Also, ich habe da meine Finger von gelassen. Obwohl gejuckt hat es einen schon."



Tiere

„Was ist das denn für eine hübsche Katze?“, fragt mich Siggi, als sich unsere rot-getigerter Kater an seinen Beinen langschmiegt.

„Das ist Charly, unser Supermarkt-Kater.“

„Supermarktkater?“, fragt Siggi erstaunt.

„Ja, als wir in den Best-Supermarkt einkaufen gingen, fiel uns auf, dass eine halb verhungerte Katze immer wieder aus dem Supermarkt geschmissen wurde, sie aber mit jedem neuen Kunden erneut ihr Glück versuchte, zwischen dessen Füssen wieder in den Laden zu gelangen. Hunger.

Meine Tochter schnappte sich die Katze und seither leistet sie unseren anderen – ebenfalls vor dem Hungertod geretteten - Raubtieren Gesellschaft.

„Da haben deine Tiere aber Glück, dass sie nicht im Iran zur Welt gekommen sind“, fährt Siggi fort und beginnt über das Schicksal der Tiere dort zu erzählen.

„Katzen sollen ja noch einigermaßen gut behandelt werden, aber das kriegt man nicht so genau mit, weil die sich ja gerne in den Häusern verkriechen. Bei Hunden sieht es schon anders aus. Die sind von den Moslems gar nicht gerne gelitten; denen werden oft die Ohren abgeschnitten und die Schwänze. Die meisten streunen

dann durch die Straßen oder ziehen in Rudeln durch die Landschaft.

Einmal hatte ich auf der Fahrt entlang des Kaspischen Meeres so ein Rudel gesehen, wie es eine Wildsau zerfleischte.

Die Perser gehen gerne und oft auf Jagd. In den Moor- und Schilfgebieten stöbern sie Wildschweine auf. Dort werden sie hochgescheucht und angeschossen. Auf der Flucht vor den Jägern renne sie über den Strand, werden von der Hundemeute angefallen und bei lebendigem Leib zerfleischt.

Wenn man da mit dem Auto vorbeikommt, sieht man den oft hundert Meter langen, vom Verteilungskampf zerfurchten Strand. Und wehe, man bleibt mit dem Auto stehen. Da ist man froh, dass es zwischen den Zähne-

fletschenden Hunden und dem Wageninneren eine Fensterscheiben gibt. Trotzdem ein mulmiges Gefühl. Da gibt man nur noch Gas und schaut, dass man Land gewinnt.

Aber auch vor anderen Tieren haben die Perser wenig Respekt. Werden Tiere zu Schlachten weggebracht, bindet man ihnen die Füße zusammen, wirft sie mit Schmackes auf einen Pick Up und wenn der Wagen voll ist, geht die Post ab. Egal, ob Ziegen, Lämmer, Esel oder Kühe werden so lange mit Stockhieben drangsaliert, bis sie auf der Ladefläche sind.

Und das Schlachten am Zielort geht dann ratz fatz.
Messer an die Kehle, ein Schnitt, an den Hinterbeinen hochgehievt, die Haut abgezogen, die Eingeweide entnommen und weggeworfen, die Fleischstücke portioniert und keine fünf Minuten später brutzelt der Braten schon am Spieß. Ich habe immer dankend abgelehnt und auf meinen dicken Bauch verwiesen (den ich gar nicht hatte)

Da kann ich nur sagen: Deine Tiere hier leben wie im Paradies. Und dass die Hunde vor deinem Grundstück auch immer was abkriegen, wäre im Iran undenkbar.

Auch habe ich dort noch nie jemanden gesehen, der mit einem Tier geschmust oder es gestreichelt hätte. Das ist völlig unvorstellbar."

Und was die Chinesen mit Tieren machen, das will ich lieber erst gar nicht erzählen.

Peiner Kran

„Sag mal, Erik, von deinem Dach tropft es, obwohl wir in den letzten Tagen nur Sonne hatten“, schaut mich Siggi fragend an.

„Ja, bei meiner Solar–Warmwasser-Aufbereitung hat der Tank ein Loch. Und der geht nicht zu löten. Made in Thailand, eben.“

Ich erzähle Siggi, dass ich ein verkappter „Grüner“ bin, Umweltschutz, wo immer es geht. Bäume und Pflanzen im Garten und eben Kollektoren auf dem Dach.

„Funktioniert übrigens auch ohne Grüne Ideologie“, merke ich sarkastisch an, in einer Zeit, wo man meint, den Klimawandel durch Ideologie aufhalten zu können.

„Also das Ding ist kaputt und bis 200 Liter ausgelaufen sind, braucht es eben seine Zeit. Dafür habt ihr jetzt aber einen elektrischen Durchlauferhitzer Marke STIEBEL-ELTRON im Bad hängen. Bis der neue Wassertank aus Europa geliefert wird, dauert es acht Wochen. Und ich kann euch nicht so lange kalt duschen lassen.“

„STIEBEL-ELTRON hat aber auch seinen Preis“, merkt Siggi an.

Ich nicke und plötzlich ergreift Li das Wort:

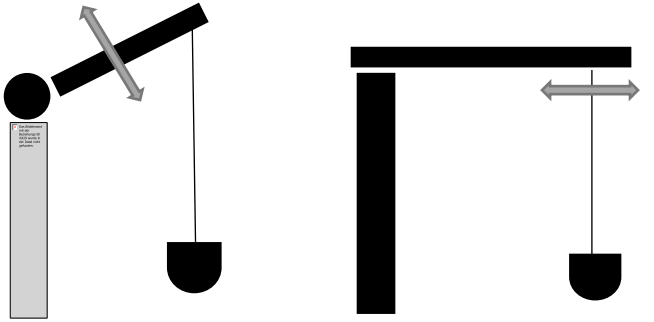
„Wie mit dem Peiner-Kran auf unserer Baustelle in China. Erinnerst du dich Siggi?“

„Und ob!“

Als Siggi mein ratloses Gesicht sieht, erklärt er:

„Als ich 1994 nach Peking kam, stand da ein uralter Ausleger-Krahn der Firma Peine auf der Baustelle. Die Chinesen bedienten das alte Ding mit Bravour. Es gab nie Beanstandungen.

Zwischendurch arbeitete ich in Nigeria, und als ich 2007 zurückkam, rappelte das Ding immer noch über unseren Köpfen. Es schien, als hätte man den Peiner Kran für die Ewigkeit gebaut.



Peiner-Kran mit Ausleger. Liebherr-Kran mit Laufkatze

Und so war es auch.
Deutschland hatte den robusten Kran mit einer Vielzahl von Ersatzteilen geliefert und jedes mal, wenn was kaputt ging, hat man ihn repariert – immer und immer wieder. Da spielte es keine Rolle, wenn die Handhabe mit dem Ausleger etwas komplizierter war. Das Ding tat seinen Dienst, Tag für Tag, Monat für Monat und Jahr für Jahr.

Der Peiner Kran war sogar Gesprächsstoff bei den Treffen der chinesischen Bauarbeiter, bis hinein in die Familien."

„Mit der Konsequenz", ergänzt Li, „dass sich die Familien der Arbeiter nur noch Geräte aus Deutschland kauften. Siemens Waschmaschinen, Haushaltsgeräte von Zwilling uns so fort."

„Das habe ich gar nicht so mitbekommen", wirft Siggi ein, „aber Li kam ja in die chinesischen Haushalte hinein und hat mit den Leuten gesprochen. ‚Made in Germany' hat in China heute noch Gewicht."

„Das geht sogar so weit", pflichtet Li bei, „dass reinrassige chinesische Produkte mit der Aufschrift versehen werden ‚Designed in Germany'".

Und niemand in Deutschland denkt dabei, dass an alledem der Peiner Kran die Verantwortung trägt.

„Unsere Siemens Waschmaschine", fährt Li fort, die wir 2007 kauften, haben wir zwei Jahre später, als wir nach Deutschland gingen, meinen Eltern geschenkt. Erst jetzt, nach 12 Jahren Dauerbetrieb, hat sie ihren Geist aufgegeben."

„Und wir haben jetzt ein Problem", merkte Siggi an, „Li's Eltern wollen unbedingt wieder eine neue Siemens und wir sollen sie aus Deutschland mitbringen."

Fromme Flöhe

„Du warst mit ‚Dam Dam' im Auto weg?, fragt mich Siggi.

„Ja, beim Tierarzt", nicke ich, „er hat sich Zecken eingefangen und Parasiten im Blut."

„Das ist in südlichen Ländern nichts Ungewöhnliches", leitet Siggi in eine neue Geschichte ein.

„Ich hatte mal einem Kumpel im Iran nach Feierabend einen Besuch abgestattet. Stolz präsentierte er mir einen kürzlich erworbenen Gebetsteppich. Fein geknüpft aus reiner Seide.

Ich nahm das Prachtstück in Augenschein, fühlte erst mit meinen Füssen, dann mit den Händen, wie weich der Teppich war. Danach tranken wir auf dem Neuerwerb noch ein paar Glas Bier."

„Also war dein Kumpel ein Deutscher?", fragte ich sicherheitshalber, denn ein frommer Moslem, der sich einen Gebetsteppich ins Haus holt, trinkt zur Einweihung sicherlich kein Bier.

„Ja, Deutscher", pflichtet Siggi bei: „Er nutzte den Teppich auch nicht zum Beten, sondern als Bettvorleger."

Nachdem wir das gute Stück ausgiebig gewürdigt hatten, ging ich nach Hause. Auf dem Weg hielt ich immer wieder an, um mich am Fußgelenk zu kratzen.

Am nächsten Tag zeigte mir mein Kollege sein Bein. Wie meins, total zerstochen und entzündet. Flöhe überall. Auch bei mir krochen sie die Beine hoch.

Zum Glück hatte ich bald Heimaturlaub und mein Kollege bat mich, aus Deutschland ein Spray gegen Flöhe mitzubringen. Das war 1987.

Ich gleich nach meiner Ankunft in die Apotheke. Eine junge Dame fragt mich, womit sie mir helfen könne.

‚Haben sie was gegen Flöhe?', wollte ich wissen. Unwillkürlich kratzte ich mich bei meiner Frage am Arm. Die junge Dame trat einen Schritt zurück, kratzte sich ebenfalls, rief nach einer Kollegin.

Gemeinsam fanden sie dann heraus, dass es wohl ein Pulver gegen Flöhe gibt und ein Hundehalsband. Ich entschied mich für das Halsband.

Aber die Blicke hättest du mal sehen sollen: 'Guck dir den Alten mal an. Hat Flöhe.'

Die Geschichte vom Gebetsteppich im Iran wollte ich den beiden nun doch nicht erzählen. Sollten sie glauben, was sie wollten.

Aber interessant war, dass sie sich beide kratzten, als ich nach Flohspray gefragte hatte.

Ich hab's dann meinem Kollegen gegeben. Ob's geholfen hat, weiß ich nicht mehr."

Einmal Volltanken.

Als Siggi am nächsten Tag, seinen Müll entleerte, hatte ich es furchtbar eilig eine Frage los zu werden. Ich hatte tags zuvor eine Nachricht eines iranischen Bloggers gelesen, die mir nicht aus dem Kopf ging. Er berichtete über einen Beitrag im iranischen Fernsehen, in dem Folterungen für Demonstranten gefordert wurde.

„Konntest du ähnliche Umsetzung der Suren in Deiner Zeit im Iran feststellen?“, wollte ich wissen.

„Als ich Ende der 70 Jahre unten war, konnte ich den Übergang vom Schah-Regime zum Ajatollah-Regime beobachten. Es war sehr merkwürdig.

Wir hatten zwar über die Nachrichten gehört, dass es politische Umwälzungen gab, aber mit unserer Baustelle waren wir 50 Kilometer weg von der nächsten Kleinstadt.

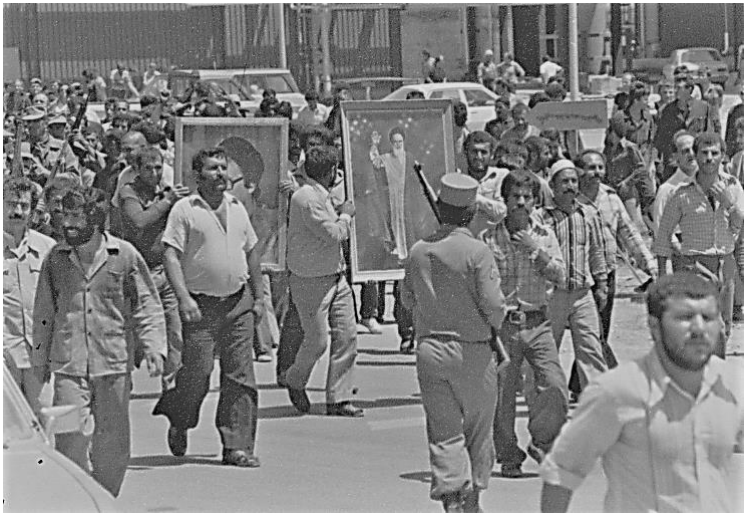
Nur eines ist uns aufgefallen. Es wurde in der Übergangszeit sehr still auf der Baustelle und in den Straßen. Es herrschte eine Art Bewegungslosigkeit. Die Leute redeten nicht mehr miteinander und verkrochen sich nach der Arbeit in ihre Häuser. Man hatte so das Gefühl, dass die Sympathisanten der alten Regierung sich nicht mehr trauten, was zu sagen und die Anhänger der Mullahs sich noch nicht trauten.

Das änderte sich schlagartig, als ein Jeep an unserer Baustelle vorfuhr. Vorne ein Fahrer und ein Mullah, hinten zwei Uniformierte mit Waffen.

‚Auftanken', herrschte mich der Fahrer an. Ich lachte und sagte auf Deutsch, dass er wohl einen an der Klatsche habe. ‚Klatsche' verstand er zwar nicht, aber mein Kopfschütteln deute er wohl richtig, denn er zischte samt Mullah und Soldaten eine Staubwolke hinter sich lassend, ab.

Keine 30 Minuten später kamen sie wieder vorgefahren; vor ihnen ein Mercedes mit unserem Projektleiter. Der fuhr mich an: ‚Siggi, du tankst den Wagen voll, und nicht nur heute, sondern immer, wenn sie Sprit brauchen. Die Mullahs sind die neuen Herren im Land und ohne ihr Wohlwollen können wir einpacken.'

Ich tat, wie mir geheißen und tat es immer und immer wieder.



Machtübernahme durch die Mullahs

Die Rückkehr der Suren.

Ohne Umschweife kommt Siggi am nächsten Morgen auf das Thema des Vortages zurück.

„Von dem Tag an, an dem ich den Mullah-Jeep volltanken musste, wurde schlagartig sichtbar, dass ein neues politisches System die Macht im Iran ergriffen hatte.

Wir hatten auf der Baustelle zwei Kantinen. Im Erdgeschoß eine für die Arbeiter und im Obergeschoss eine für das Führungspersonal. Die Kantine in der oberen Etage wurde geschlossen, mit Teppich ausgelegt und fungierte fortan als Gebetsraum.

Immer dann, wenn der Muezzin zum Gebet rief, ließen alle Arbeiter ihr Werkzeug fallen und eilten in den Gebetsraum. Da konnten wir machen, was wir wollten, ob da noch eine Schweißnaht nicht zu Ende geführt war oder der Zement noch nicht verarbeitet, das Gebet hatte Vorrang. Wir mussten unseren Dienstplan nach der Geistlichkeit erstellen.

Von einem Tag auf den anderen waren alle unsere Dolmetscher verschwunden. Sie waren von den revolutionären Garden abgeführt worden. Auch die Reihen unserer Fahrer lichteten sich.

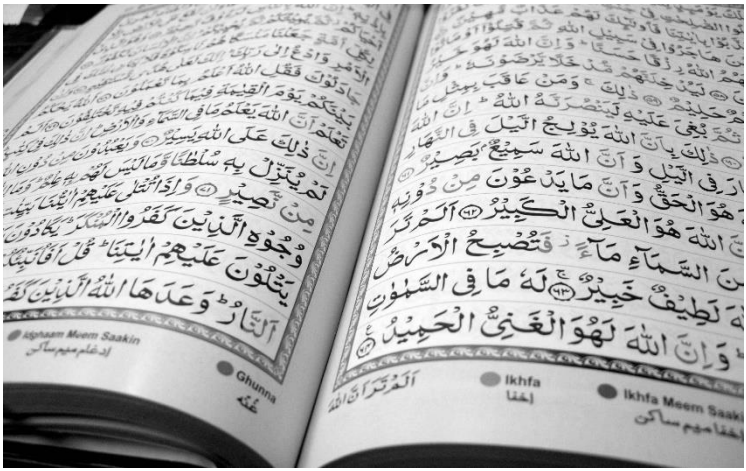
Wir haben nie erfahren, was mit diesen Mitarbeitern passiert ist. Ihre Spur führte ins Nirwana.

Und auch der lockere und freundschaftliche Umgang mit den Arbeitern gehörte der Vergangenheit an. Wie oft waren wir früher von unseren iranischen Mitarbeitern zur Wildschweinjagd eingeladen worden. Vor der Jagd kam ‚Zielwasser' auf den Tisch und eine zünftige Mahlzeit. Die Iraner waren uns gegenüber immer freundlich und aufgeschlossen."

Ich nickte, denn ich hatte dieselbe Erfahrung bei den Fechtturnieren meiner beiden Söhne in Teheran und Tabriz gemacht.

Ende, aus, vorbei.

Der triste Alltag eines Gottesstaates hielt uns von nun an gefangen.



Kalaschnikow 1.

„Jetzt schuldest du mir aber zwei Geschichten“, erinnere ich Siggi am nächsten Tag, dass er gestern keine Sprüche geklopft hat, sondern ‚hart‘ arbeiten musste.

„OK. Zweimal Kalaschnikow“, meint er nur und schießt los.

„Im Iran hatten wir gerade Krieg mit dem Irak. Das störte uns auf unserer Baustelle wenig. Einige Deutsche waren zwar in ihre Heimat zurückgekehrt, aber ich war Junggeselle und Bundeswehr-Grundausgebildet.

Außerdem war die Front meilenweit von unserem Camp entfernt. Aber einmal fuhr mir der Schreck doch in die Glieder.

Ich war gerade dabei, mir auf meinem Zimmer das Abendessen zu machen, als es an der Tür klopfte. Ich machte auf und bevor ich begriff, was los war, schob sich ein Gewehrlauf in die Tür. Ihm folgte ein Soldat, der wie wild Richtung Küche gestikulierte. Ich schob den Lauf des Gewehres von meinem Bauch weg zur Seite und gemeinsam gingen wir in Richtung Küche. Dort zeigte der Soldat auf das Fenster und deutete auf die Decke, die vor der Scheibe hing.

Ich erkannte sofort, was er meinte. Die Decke hatte sich etwas vom Rahmen gelöst und ließ Licht in das Dunkel der Nacht. Das durfte nicht sein, denn es war

Verdunklung angeordnet. Ein mögliches Ziel für irakische Bombenflugzeuge.

Ich nickte und gemeinsam klebten der Soldat und ich die undichte Stelle ab. So vor nächtlichen Tiefffliegerangriffen gefeit, ließ ich mir das Abendbrot schmecken und schlief im Gefühl der absoluten Sicherheit ein.“

Kalaschnikow 2

„Meine zweite Begegnung mit einer Kalaschnikow hatte ich nach der Revolution. Wir waren mit einem Land Rover unterwegs, als wir von einem Jeep überholt und so geschnitten wurden, dass wir fast von der Straße abkamen.

Aus dem Jeep sprangen wilde, bejeante und turnschuhbefußte Gestalten mit grünen Kopfbändern ab, rissen die Hintertür des Rover auf, zerrten einen Kumpel von mir am Kragen aus dem Wagen und warfen ihn zu Boden, auch den zweiten. Mit unverständlichem Gebrüll machten sie den weiter drinnen Sitzenden deutlich, ebenfalls auszusteigen und die Hände hochzunehmen.

Wir taten wie geheißen, wussten aber nicht, was das Ganze sollte.

Gottlob behielt unser Fahrer die Nerven und rief den Bewaffneten etwas auf Persisch zu. Der Anführer beorderte ihn zu sich, wechselte ein paar Worte, ehe sich sein mürrisch furchterregender Gesichtsausdruck glättete und er uns freundschaftlich begrüßte.

Unser Fahrer klärte auf. Wir waren in die Kontrolle einer Revolutionsgarde von Khomeini geraten. Da wir alles weiße Männer waren, hielt man uns für Amerikaner und wollte uns gefangen nehmen. Die Feindschaft schlug dann aber in Freundschaft über, als die Mullah-Truppe erfuhr, dass wir Deutsche waren und ein Kraftwerk für die islamische Republik bauten.

Die Stahlkugeln

„Waren es in Iran Kraftwerke, so wollten die Chinesen von Bilfinger und Berger vor allem Flugzeughallen. Unsere größte Herausforderung war eine Flugzeughalle für die Boeing 747. 352 Meter lang und 115 Meter breit. Und das bei freitragender Decke. Da waren wir Stahlbauer gefragt, die Vorgaben der Architekten in die Tat umzusetzen.

Schlüsselelemente der freitragenden Decke waren Stahlkugeln in einem Rohr spinnnetzförmig das Dachelement zusammenhielten.

Die kleineren Kugeln hatten einen Durchmesser von 50 cm. Bei der Boeing 747 Halle war so eine Kugel 1 Meter dick und wog eine gute Tonne. Diese Kugeln wurden vor Ort gefertigt.

Dabei wurden zentimeterdicke Stahlplatten mit einem Druck von 300 Tonnen zu Halbkugeln geformt und dann zusammengeschweißt. Dabei trat ein Problem auf. Durch den ungeheuren Druck waren die Halbkugeln im unteren Teil dünner als an der Seite. Wir produzierten Ausschuss auf Ausschuss. Firmenleitung war verzweifelt. Da kam mir die rettende Idee.

Eine Schippe spezieller Sand auf die Mitte der Stahlplatte veränderte die Temperatur derart, dass die Wandungen der Halbkugeln gleichmäßig dick blieben und problemlos zusammengeschweißt werden konnten.

Dieser Geistesblitz sparte der Firma enorme Kosten.

Dazu kam, dass durch die Qualitätskontrollen Folgekosten vermieden wurden.

Einige Schweißer überdeckten ihre schlechte Arbeit mit Kitt, und zwar so gekonnt, dass wir Ultraschall einsetzten mussten, um die schlampigen Schweißnähte zu entdecken.

Reparaturen wurden dann, um in der Zeit zu bleiben, bei Nacht und Nebel durchgeführt. Und immer verlangte der Auftraggeber, dass die Ware von mir überprüft und freigegeben wurde.

Dennoch war ich erstaunt, als ich eines Tages aufgefordert wurde, zu einer Ehrung in einem chinesischen Ministerium zu erscheinen.

Dort erhielt ich wegen besonderer Verdienste aus der Hand eines hohen Parteifunktionärs eine Ehrenurkunde und eine Bronze-Plakette.

Das machen Chinesen gerne, um durch solche Ehrungen die Produktivität zu steigern. Einmal im Jahr wurde dann auch Ausländern diese Auszeichnung zuteil.

Ich brauchte diese Ehrung zwar nicht, aber ein wenig stolz war ich dann doch.

Durch diese Kugeln war es möglich freitragende Dächer zu bauen.

Eier

„Was hat dein Hund?“, fragt mich Siggi, als er Dam Dam sieht, wie er mit einem Kopftrichter aus Plastik vergebens versucht, sich in der Schwanzgegend zu lecken.

„Den haben gestern drei Straßen-Hunde angefallen und in die Eier gebissen.“

„Apropos Eier: Da kenne ich auch einen Schwank aus meiner Lehrlingszeit “, übernimmt Siggi das Wort.

„Ja, als ich Lehrling war, musste mein Meister noch Hufe beschlagen. Meist war der Knecht dabei, der das Bein anhob und mein Meister die Eisen anpasste und einschlug. Eine nicht ganz ungefährliche Arbeit, denn manchmal schlugen die Biester auch aus.

Na ja. Eines Tages kam ein Bauer mit einem Hengst vorbei, ging dann aber wieder, und ich musste dem Meister den Pferdehuf passend hinhalten. Aber immer, wenn ich den Huf hochhob, schlug der Hengst aus.

‚Du darfst den Huf nicht zu hochheben‘, belehrte mich mein Chef, ‚denn wenn Du zu hoch gehst, sieht man die Eier vom Hengst, und das mag er nicht‘, witzelte der Meister.

Da ich solche Redensarten von zu Hause aus nicht kannte, lief ich puterrot an und genierte mich ob solch einer unkeuschen Bemerkung. Also hob ich fortan den Huf nicht mehr über die Keuschheits-Grenze hinaus an.“

Chu Chu

Wegen seiner Erfahrungen in Nigeria, Iran und China will ich von Siggi wissen, ob es Unterschiede zwischen den Menschen dieser Regionen gäbe.

„Und ob" nickt mein Gast. „Ich will dir jetzt was über die Afrikaner erzählen.

Wir hatten in der Nähe von Lagos ein Gerätedepot. Dort wurden Bauteile vorgefertigt und gelagert. Ab und an legten Boote am Depot an, nahmen die Bauteile auf und transportierten sie zu den Anlegeplätzen an den Baustellen.

Das lief völlig reibungslos, solange wir deutsche Vorarbeiter hatten. Als dann aber Sparmaßnahmen ergriffen wurden und Einheimische die Leitung übernahmen, wurde der Materialbestand immer kleiner. Erst fehlten Gliederketten, später kam es zu Engpässen und schließlich entmaterialisierten sich ganze Schweißgeräte.

Und das bei strengen Ein- und Auslasskontrollen an der Lagerzufahrt.

Wir hatten keine Erklärung, wohin sich die Bauteile entmaterialisierten. Doch dann kam heraus, dass Chu Chu mit von der Partie war, das Material verschwinden zu lassen. Dazu muss man wissen, dass zum Ufer des Lagerplatzes hin, eine Parzelle ungerodeten Urwalds gab. Es ging die Mähr, dass dort der böse Geist Chu Chu

wohnte, den man nicht stören durfte. Also betrat auch niemand das kleine Stück Urwald. Bis sich eines Tages dann doch jemand seine Scheu überwand und nachschaute. Und siehe da, dort hatten Diebe unsere Ersatzteile zwischengelagert, um sie bei Nacht und Nebel auf kleine Kähne zu verladen, wegschafften, um sie später auf den Märkten von Lagos zu Geld zu machen.

Nachdem Chu Chu entlarvt worden war, gingen die Diebstähle merklich zurück. Zudem hatte die Firmenleitung die Order ausgegeben, neues Material nur noch gegen altes oder kaputtes zu tauschen."

Klauen war bei den Einheimischen offensichtlich ein Kavaliersdelikt. Und nicht nur auf dem Lagerplatz von Lagos.

Chu Chu

Der „faule Sack“

Ich hatte Siggi die Frage gestellt, ob es Unterschiede zwischen den Menschen der verschiedenen Länder gäbe, in denen er gearbeitet hat. Heut zutage eine Frage, die man nur stellen darf, wenn man genderfreie Erzählungen niederschreibt und auf Political Correctness keine Rücksicht nimmt. Also fragte ich Siggi nach Beispielen aus dem Iran.

„Also im Iran“, greift Siggi meinen Faden auf, „waren die Arbeiter durch die Bank fleißig ehrlich und wissbegierig. Dabei sah es anfangs gar nicht so aus, als ich neben meiner eigentlichen Arbeit als Metallbaumeister das Ersatzteillager kontrollieren musste.

Da hatte ich von meinem Vorgänger einen kleinen drahtigen Perser übernommen, der diesen Job in ähnlicher Manier erledigte, wie ich es von Lagos her kannte.

Immer, wenn ich das Ersatzteillager betrat, lag der „faule Sack“ auf einer Decke am Boden und pennte. Ich machte mir schon Sorgen um seine Gesundheit, denn er schaute mich zudem missmutig an. Oder war es Verlegenheit oder Scham? Vielleicht auch schlechtes Gewissen. Ich sollte es herausfinden.

Eines Tages nahm ich einen Dolmetscher mit, um mich über seinen Gesundheitszustand zu informieren. Ich staunte nicht schlecht, was der Übersetzer da zutage brachte:

Langweilig sei ihm, dem „faulen Sack“. Er würde viel lieber Montagearbeiten an den Gerüsten hoch über Erde machen. Kräftig genug sei er ja, zeigte er mir seine Muskeln.

Ich ließ ihn durch einen älteren Arbeiter ersetzen und nahm ihn in mein Team auf. Und in der Tat. Der Kleine stach alle anderen aus. Zudem war er fromm und bescheiden. Während die meisten ihre Gebete während der Arbeitszeit verrichtetet, wenn überhaupt, so betete mein Neuer ausschließlich in seiner freien Zeit.

Er unterschied sich auch von den anderen Arbeitern. Um die Stirn trug er in Seeräuberart ein buntes Tuch. Auch seine zerschlissene Hose wurde durch ein Tuch festgehalten; Gürtel konnte er sich keinen leisten. In diesem Tuch steckte links ein Hammer und rechts ein 30er-Schlüssel. Auch Schuhe kannte der Mann nicht. Seine nackten Füße steckten in zwei abgeschnittenen Gummistiefeln.

Wenn es darum ging, in luftiger Höhe eine Verschalung zu entfernen, war er der Erste, der die Gerüste mit einer derartigen Wendigkeit hochkletterte, wie ich es sonst nur artverwandten Lebewesen des Menschen zugetraut hätte,

Das verschlafene Gesicht gehörte der Vergangenheit an und war durch ein stets zufriedenes Lachen ersetzt worden. Seither dient mir der ‚faule Sack‘ als Maßstab bei der Beurteilung anderer Leute. Es war die Unzufriedenheit über die Unterforderung, die ihn als ‚faulen Sack‘ erscheinen ließen.“

Baggerzahn

Heute ist Siggi mit seinen Falschen etwas später dran. Li ist schon außer Haus zum Einkaufen. Siggi folgt meist etwas später und macht seinen täglichen Spaziergang zum Meer. „Ich bin über 80 und muss mich fit halten", versucht er seine tägliche Runde zum Meer zu erklären.

„Ich geh' ja auch mit Dam Dam täglich spazieren", zeige ich Verständnis.

„Aber eines gefällt mir nicht", wechselt Siggi abrupt das Thema.

„Und das wäre?"

„Du beginnst fast jedes Kapitel mit dem Hinweis, dass ich in deine Sammelbox meine Flaschen entleere."

„Das stimmt doch. Oder?"

„Ja, stimmt schon, aber die Leute glauben, ich bin ein Säufer. Nur Du und ich wissen, dass es Wasserflaschen sind."

Also daran hatte ich nun wirklich nicht gedacht, dass man aus der Entsorgung von Flaschen auf Alkoholkonsum schließen könnte, aber OK, wer in Deutschland lebt, kommt auf solche Gedanken, wer in den Tropen lebt, denkt hingegen in erster Linie an Wasserflaschen, denn Wasser aus der Leitung ist pures Gift. Also kaufen wir einmal in der Woche eine Palette Wasser oder zwei.

„Wie habt ihr euch denn mit Wasser versorgt?“, wollte ich wissen.

„Unterschiedlich“, meint Siggi.

„Im Iran hatten wir im Camp am Kaspischen Meer unsere eigene Wasserversorgung. Das wurde gefiltert und wir füllten es in Flaschen ab, wenn wir raus auf die Baustellen gingen.

In China war es ähnlich. Wie es heute ist, weiß ich nicht, aber damals konnte man auch nichts aus der Leitung trinken.

In Nigeria hatten wir unser eigenes System. Da nahmen wir das Wasser in Thermobehältern mit. Die Küche füllt die Behälter mit Wasser und Eis. Da gingen so um die drei Liter rein. Jedes Mal, wenn ich Durst hatte, musste ich das Ding hochstemmen, den Hahn am Boden öffnen, die Gallone schräg halten und dann trinken. Da gehörte schon etwas Übung dazu.

Die Einheimischen übrigens, denen wir dann auf der Baustelle begegneten, hatten diesen Luxus nicht. Die tranken entweder aus einem Schlauch der Zement Mischanlage, wuschen sich dort auch und wenn der Wagen weg war aus einer Pfütze.“

„Muss ja gruselig gewesen sein.“

„War es auch. Aber obwohl wir relativ sauberes Wasser hatten, als wir abends heimkamen, lechzten wir nach

einer Flasche Bier. Die gab es in Nigeria nur in 0,75 l Flaschen. Wir nannten sie – warum auch immer – Bagger-Zahn.
Aber ich kann dir sagen – so gezischt wie Baggerzahn hat ein Bier weder vor Abuja noch danach."

Burkini vs. Bikini.

„Weil wir gestern vom Wasser sprachen“, setzt Siggi das Gespräch vom Vortag fort, „in unserem Camp südlich vom Kaspischen Meer, hatten wir mehr als genug davon. Unser Hauptquartier war direkt am Meer aufgeschlagen.

In dem Camp arbeitete völlig autark. Strom, Licht, Lebensmittelladen. Sogar eine eigene Schule hatten wir da. Aber das Lagerleben war ziemlich trist. Die nächste Stadt war 50 oder 60 Kilometer weit weg. Dazwischen ein paar Gehöfte und sonst nichts. Also beschloss die Leitung, etwas für unseren Lebensstandard zu tun.

Sie ließ am Ufer des Meeres zwei Sandwälle aufschütten und baute ein paar schattenspendende Dächer und Umkleidekabinen. Hier sollten wir unseren Feierabend verbringen könne wie im Urlaub auf Mallorca. Und das taten wir auch. Angenehme Wassertemperaturen, Sonnenschein. Was will man mehr? Nach der Arbeit tummelt fast das ganze Camp hier. Unsere Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern.

Und dann geschah etwas Merkwürdiges. Kaum war unser Badestrand in Betrieb, begann auch jenseits des Walles reger Badebetrieb. Der Strand war in beide Richtungen 15 bis 20 Kilometer lang. Nein, direkt zu unserem Klein-Mallorca zog es jetzt auch die Einheimischen.

Männer kamen mit ihren Frauen und Kindern. Die Frauen gingen vorsichtig in ihren Burkinis ins Wasser, die

Männer sprangen in die Fluten und näherten sich unserem Badestrand im Wasser. Während die Burkini-Frauen unter sich blieben, kannten die Blicke der Kerle nur eine Richtung: Klein Mallorca.

Und bald wurde uns auch klar, warum das alles so war. Unsere Frauen tummelten sich mit Bikinis am Strand. Sie waren das Objekt der Begierde muslimischer Männer.

Nun gut, sollten sie ihren Spaß haben. Wir hingegen zeigten wenig Neigung, den Burkinis Bewunderung abzuringen. Am Ende stand es im Wettbewerb zwischen Burkini vs. Bikini gefühlte 10:0.

Wasserpumpenzange

„Der Schwimmer an der Klospühlung hängt“, überrascht mich Siggi am frühen Morgen.

„Ich komme.“

„Nicht nötig, hab‘ alles schon repariert.“

„In Thailand gehören solche Reparaturen zum Alltag“, entschuldige ich die Unannehmlichkeit am frühen Morgen.

„Kenn ich aus China“, nickt Siggi, „wenn man da in einem Hotel duschen will, macht sich der Duschkopf mangels Befestigung selbstständig und düst durch den Rückstoß des austretenden Wassers unkontrolliert durch das Badezimmer. Dabei wäre es so einfach, die Schraube an der Halterung festzuziehen. Macht aber keiner.“

„Und dann kommt noch hinzu, dass fast alle technischen Dinge minderwertige Qualität haben und nach kurzer Zeit verrotten. Auch hier in Thailand ein Riesen Problem. Was meinst du, wie oft ich die durchgerosteten Kettchen in den 6 Toiletten im Haus repariere oder auswechsle. Aber danke, dass du das schon gemacht hast.“

„Jetzt verstehst du auch“, verrät Siggi, „warum ich immer, wenn ich nach China fahre, in meinem Gepäck einen Schraubenzieher, ein Taschenmesser und eine Wasserpumpenzange dabeihabe. Nicht nur damals, als ich dort arbeitete, sondern heute noch.“

Die Grünen

An einem Morgen witzelten Siggi und ich über die absurden Formen von Neusprech. Wir waren uns klar, dass er und ich „alte weiße Männer“ waren, uns aber nicht diskriminiert fühlten.

„In China war ich die Langnase“, lacht Siggi.

„Und hier in Thailand bin ich der Farang.“

Und dann kommen wir auf die Absurdität von Sprachwächtern zu sprechen, die Demonstrationen veranstalten, nur weil sich ein Hotel „zu den drei Mohren“ nennt, oder eine Apotheke „Mohrenapotheke“.

Dabei galt es früher als Auszeichnung, 3 Mohren verliehen zu bekommen. Das entsprach damals den heutigen 3 Sternen.

„Als ich in Nigeria arbeitete, kam dieses Problem gerade auf. Neger zu sagen war verpönt, ja sogar das Wort Schwarze durfte man nicht sagen. Was machten wir Praktiker vom Bau? Wir hatten ja auf unserer Baustelle Europäer und Nigerianer. Die Europäer waren durch die Bank Fachkräfte, die Nigerianer Hilfsarbeiter.
Wenn wir also bei einem Projekt ein paar Hilfskräfte mehr brauchten als geplant, riefen wir bei der Bauleitung an und sagten: ‚Schickt uns doch noch ein paar Grüne rüber.‘“

„Und jeder wusste, was gemeint war.“

Khomeini

„Haste gehört", ergreife ich diesmal das Wort und erzähle Siggi von den Demonstrationen in Iran: „Und nichts davon in den deutschen Medien."

„Ich hab's ja erlebt, als alles angefangen hat", blickt Siggi, „nachdem der Schah Mitte Januar 1979 den Iran verlassen hatte, um Urlaub zu machen, kam Khomeini aus dem Pariser Exil zurück und ergriff die Macht im Land.

Wir haben davon nur sehr wenig mitbekommen. Wir waren am Kaspischen Meer viel zu weit von Teheran weg, um zu erfahren, was los war. Ab und an, als ein Arbeiter aus Teheran zurückkam, erfuhren wir, von der Botschaftsbesetzung, von der missglückten Befreiungsaktion der Amerikaner.

Unser Auftrag, vier Kraftwerksblöcke zu bauen, hatte Priorität. Dies änderte sich schlagartig im Herbst 1980, als Saddam Hussein dem Iran der Krieg erklärte.

Wir merkten das an der Baustelle, als plötzlich fast alle Arbeiter unter Jubel und Allahu Akhbar Rufen die Baustelle verließen und in den Krieg zogen.

Block 1 war damals schon in Betrieb, musste aber wegen der fehlenden Gasleitung mit Schweröl befeuert werden. Standen vor dem Krieg rund zwanzig Öltransporter vor dem Werk, waren es bald nur noch zwei.

Und noch etwas veränderte sich: Als der erste Schuss fiel, waren die Japaner als erste weg. Auch von den 50 Deutschen hielt bald nur noch das Fähnlein der 12 Aufrechten die Stellung. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Und auch das Leben wurde gefährlicher.

Es passierte immer öfter, dass die Revolutionsgarden unsere Versorgungsjeeps anhielten und alles, was nicht Islam-konform war, vernichteten. Mit unserem schönen Bier wurde der Wüstensand getränkt, Fleisch weggeworfen, da es im Verdacht stand, unrein zu sein. Die Fahrer wurden verprügelt. Bald konnten wir nur auf Schleichwegen die Versorgungsfahrten durchführen.

Natürlich machten wir uns da Gedanken, wie wir am besten abhauen konnten, falls der Krieg bis an Kaspische Meer kommen sollte oder die Revolutionsgarden uns an den Kragen rückten, denn alles Westliche war auf einmal verwerflich.

Ein Notfallplan wurde erstellt. Vier oder fünf Jeeps wurden für die Flucht vorbereitet. Ausgestattet mit Wasser, Verpflegung, Sprit-Kanistern standen sie abfahrbereit im Camp und warteten darauf, angelassen zu werden.

Der Tag sollte nicht lange auf sich warten lassen.“

Ab bei Nacht und Nebel

Unsere Flucht sollte aber weniger spektakulär verlaufen als geplant. Die Swiss-Air hatte unseren Exodus organisiert. Erst ging es 200 km nach Teheran zum Flughafen. Doch anstatt abzuheben, mussten wir uns in zwei Busse quetschen. Und ab gings Richtung Täbris zum Berg Ararat in die Türkei.

Probleme gab es bei den Pinkelpausen. Männer hinter den ersten Bus, Frauen hinter den zweiten. Dazwischen Kontrolleure, die aufpassten, dass keiner in die falsche Richtung spechtet.

Zwischendurch ein abenteuerlicher Tankstopp mitten in der Steppe. Der Fahrer holte aus dem hinteren Teil des Busses ein paar Kanister, wollte direkt unter meinem Fenster den Sprit in den Tank füllen. Fehlanzeige. Ich sah aber, wie der Fahrer ausholte und seinem Beifahrer eine Watschen verpasste, dass der einen halben Salto schlug. Später erfuhr ich, dass der Junge vergessen hatte, einen Trichter mitzunehmen. Aus Pappe wurde ein neuer gebaut. Natürlich stanken die beiden nach der Umfüllaktion nach Sprit, dass einem schlecht werden konnte.

Nach unendlichen Stunden die Grenze. Am Checkpoint in der Nähe des Berges Ararat musste natürlich jede Nation ihre Macht demonstrieren.

Die Iraner filzten die Koffer. Alles, was einigermaßen wertvoll aussah, landete auf einem Haufen. Ich wollte

wissen, wie wir das Zeug wieder zurückbekommen. Einen Antrag müsste ich stellen, wurde mein Koffer zu den türkischen Kontrolleuren weitergeschoben, die dann den kläglichen Rest konfiszierten.

Nach der Grenze ging es mit einem anderen Bus weiter zu einem Flughafen, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Dort sollten wir mit einer Propellermaschine der Swiss-Air nach Ankara ausgeflogen werden. Doch daraus wurde vorerst mal nix. Nebel.

Nach ein paar Tagen hieß es, unser Zielflughafen Ankara sei nebelfrei. Wir in die Maschine.

Die Motoren wurden angeschmissen.

'Ratta tata ta - t a ta t.'

Der Bordmechaniker raus, Verkleidung abmontiert.
Schraub, schraub, schraub. Bleche wieder dran.

'Ratta tata ta - t a ta t.'

Der Bordmechaniker wieder raus, Bleche ab.
Schraub, schraub, schraub. Bleche wieder dran.

Die Maschine rollte an die Startbahn. Draußen immer noch Nebel. Das Gerücht machte die Runde, Ankara sei nebelfrei.

Die Maschine hob ab, durchstieß die Milchsuppe – plötzlich blauer Himmel.

Landung in Ankara, Weiterflug nach Basel, Frankfurt, Hannover.

Erst dort erfuhren wir in allen Einzelheiten, wie die islamische Revolution abgelaufen war. Aber da wollte ich nicht mehr hin. Meine Firma hatte ja auch Baustellen in Nigeria und China. Da wollte ich hin. Aber es sollte noch dauern, bis ich von der Firma wiedereingestellt wurde. Mein Chef hatte mir die Flucht aus dem Iran übel genommen."

Gesichtsverlust

„Nach dem Iran ging es dann nach Nigeria und von dort nach China. Eine völlig andere Mentalität“, nimmt Siggi den Faden vom Vortag auf.

„Ja, wollte ich Dich auch noch fragen, nachdem Du mir über die Mentalität der Nigerianer und Iraner erzählt hast.“

„Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht. Kann man nicht vergleichen“, entführt mich Siggi ins Land der Mitte.

„Eines Tages kommen drei Chinesen und Li in mein Büro und bitten mich, vier Schweißern die Prüfung abzunehmen. Ich sei ja so was, wie ein Fachmann.

Ich stimme zu und lasse alles für die Prüfung vorbereiten. Dann bitte ich die Prüflinge ans Gerät und lasse sie ein Rohr zusammenschweißen.

Nun ja, was soll ich sagen. Zwei von ihnen beherrschten ihr Handwerk, bei den beiden anderen sah es eher mau aus. Ich gab mein Urteil ab und äußerte meine Bedenken, die beiden Männer, die nicht so gut waren, an unsere Konstruktion zu lassen.

Zu meinem Erstaunen verließen aber alle vier Schweißer die Baustelle.

Ich wunderte mich.

Li klärte mich auf: Die vier Männer kommen aus einem Dorf und suchten Arbeit. Hätten wir die beiden guten Fachkräfte eingestellt, hätten die beiden anderen in ihrem Dorf das Gesicht verloren. Das konnten die beiden Guten nicht zulassen und verzichteten lieber auf ihren Job, als die beiden anderen bloßzustellen.

Später standen wir vor einer ähnlichen Situation. Zwei gut, zwei schlecht. Wir trafen eine salomonische Entscheidung: Zwei wurden Schweißer, die beiden anderen wurden als Arbeiter eingestellt und mussten die Schweißarbeiten vorbereiten.

Daheim in ihrer Groß-Familie mussten sie ja keine Rechenschaft über ihre Tätigkeit ablegen. So konnten alle ihr Gesicht wahren und waren zufrieden."

Hausdurchsuchung

„Du weißt ja, dass Li, meine Frau, mir zugeordnet wurde, um als Mittler zwischen deutscher Firmenleitung und chinesischen Arbeitern zu fungieren. Dass man sich da näherkommt, ist schon beinahe zwangsläufig“, kommt Siggi diesmal gleich zur Sache.

Na ja, was soll ich dir sagen. Eines Tages klopft es sehr laut an meiner Tür. Ich machte auf, da wurde ich auch schon zur Seite gedrängt. Ein chinesischer Soldat oder Polizist, das habe ich in der Eile gar nicht erkannt, drückte mir seine Maschinenpistole in die Rippen, die beiden anderen stürmten die Wohnung, schauten unters Bett, rissen den Schrank auf, schoben die Kleidung beiseite, durchsuchten das Bad und waren danach ebenso schnell weg, wie sie gekommen waren.

Ich war ratlos. Was sollte das Ganze? Am nächsten Tag klärte sich der nächtliche Überfall auf.

Einem Kollegen statteten die Uniformierten ebenfalls einen Besuch ab. Dort wurden sie aber fündig. Ein chinesisches Mädchen schlief bei ihm. Die wurde abgeführt. Und er bekam keine neue Aufenthalts-Genehmigung. Der Hintergrund war wohl, dass mein Kollege illegale Geschäfte mit einem Chinesen machte. Das ist in China ohne Genehmigung verboten.

Ob nun der chinesische Geschäftspartner da seine Hände mit im Spiel hatte, weiß ich nicht, jedenfalls war er seinen deutschen Geschäftspartner los und der sein Geld.

Schwimm-Meisterin

„Li war ein starkes Mädchen“, erzählt Siggi stolz.

Jeden Tag ging sie an einen nahen See und trainierte sich selbst im Schwimmen. Sie hatte keine Ahnung von einem systematischen Trainingsaufbau. Sie schwamm und schwamm jeden Tag im eiskalten Wasser.

Nur im Winter ging sie ins Hallenbad. Dort ließ sie sich vom Bademeister beraten, über Technik, Luft holen, Konditionstraining…

Als sie meinte, stark genug zu sein, meldete sie der Bademeister zur Stadtmeisterschaft in Peking an. Das Unglaubliche geschah. Li schwamm allen davon und wurde Stadtmeisterin von Peking. In der Schule jubelten ihr plötzlich alle zu. Man stellte sich im Karree auf und ließ Li hochleben.

Doch Li wurde nicht in das Förderprogramm für Leistungssportler aufgenommen.

Li zeigte Kampfgeist. Sie trainierte weiter im eiskalten Wasser des Sees. Hätte dies in Amerika stattgefunden, Hollywood hätte einen Film darüber gedreht. Li wurde zum zweiten Mal Stadtmeisterin von Peking. Und das Jahr drauf zum dritten Mal.

Li kämpfte weiter. Li studierte. Li wurde Ingenieurin. Li heiratete und Li wurde Mutter. Und dann kam ich… Den Rest kennst du.“

Buschtrommeln

„Haste gehört, Siggi, Siemens streikt“, begrüße ich meinen Gast, bevor er die Treppen heruntergestiegen ist.“

„Ja. Li hat mir davon erzählt. Die saß die halbe Nacht vor dem Computer.“

„Kann man von hier aus schlecht einschätzen, was da in Deutschland läuft.“

„Da soll ja jetzt auch ´ne Umwelt-Aktivistin in den Aufsichtsrat. Ich glaube, die drehen allmählich durch, in Deutschland,“ schüttelt Siggi den Kopf.

„Glaub ich auch“, pflichte ich bei.

„Obwohl, Streik ist was ganz Normales in unserer Branche. Auch in Nigeria. Immer, wenn die Einheimischen mehr Geld wittern, streiken sie.“

„Ich erinnere mich“, fährt Siggi fort, „da hatte man an der Südküste von Nigeria ungeheure Erdgas vorkommen entdeckt. Um die fördern zu können, wurde eine internationale Truppe von vielleicht 500 Spezialisten zusammengestellt: Amis, Koreaner, Italiener, Polen und wir Deutschen natürlich. Das Kommando hatten die Amis. Die machten die Endkontrolle. Überhaupt kontrollierten sie alles, die Technik, das Lager, die Straßen. Das trieb so seltsame Blüten, dass zwischen zwei Camps man auf einer gut ausgebauten Straße nur 15 km/fahren durfte. Dazu steckten die Amis Nigerianer in

eine Uniform, um die Geschwindigkeit zu kontrollieren. Einmal wurde ich erwischt, weil ich angeblich 20 km/h fuhr.

‚Woher wollen sie das wissen?`, fragte ich den Kontrolleur.

‚Ich sehe das', bekam ich zur Antwort und nächsten Tag flatterte eine Abmahnung auf dem Schreibtisch meines Chefs.

‚Dum Dum Dum' tönte es eines Nachts weither aus dem Dschungel. Nicht laut, aber unheimlich. Ich tat kein Auge zu.

Am nächsten Morgen rückten sie von allen Seiten an, die nigerianischen Arbeiter. Ihre Macheten zeigten uns, dass sie nicht zum Spaß gekommen waren: Streik.

‚Sie wollen sicher mehr Geld', mutmaßte einer aus unserer Gruppe.

Und in der Tat, die Zeichen, mehr Geld zu erstreiken standen günstig. Die Erdgasvorkommen waren riesig.

Unsere Firma war beauftragt, Dutzenden von Doppel-T-Träger 40 x 40 cm rund 70 Meter in die Erde zu treiben, damit auf ihnen die riesigen Tanks der Verflüssigungsanlage positioniert werden konnten.

Das Projekt war so gewaltig, dass es kein Zurück mehr gab. Das nutzten die örtlichen Gewerkschaften zur

Forderung auf höhere Löhne für ihre zwei- dreitausend Arbeiter.

‚Dum, Dum, Dum', trommelten die Buschtrommeln die Arbeit aus der Umgebung vor die Tore der Baustelle.

Polizei marschierte auf.

Ein Helikopter der Bauleitung schwebte ein, doch die Herren, die aus der Luft die Zusammenrottung sehen konnten, entschlossen sich kurz vor der Landung wieder abzuheben und das Weite zu suchen."

„Ich muss sagen, mir ging die Muffe", hat Siggi heute noch das Bild von damals vor Augen.

„Aber da war ja noch der Zaun und ein gewaltiges Tor zwischen den Streikenden und uns.

Plötzlich röhrte ein Motor auf und aus der Menge kam ein Radlader auf das Tor zugerollt, flankiert von Macheteschwingenden Schwarzen.

Ich schaute mich um. Fluchtmöglichkeiten? Ich sah keine. Und während ich nach Auswegen suchte, peitschte ‚Peng' ein Schuss in den frühen Morgen.

Ein Neger fiel tot vom Radlader. Der Streik war beendet.

Die Menge zerstreute sich, um sich später in Gruppen zu formieren und die Arbeit an dem Projekt wieder aufzunehmen.

Destille

„Ich kann dir jetzt nicht mehr sagen, ob es mehr Geld gab, oder nicht“, nimmt Siggi am nächsten Morgen das Gespräch vom Vortag auf, „aber die Arbeiter entwickelten eine ungeheure Fantasie, um ihr Umfeld zu Geld zu machen. Vom Wäldchen und dem Geist Chu Chu hatte ich dir ja schon erzählt, aber Diebesgut aus unserem Lager war nicht die einzige Geldquelle, die angezapft wurde.

Du musst dir vorstellen, zwischen unserem Camp, den Bau und Förderstellen lagen ausgedehnte Mangrovenwälder. Diese unwirkliche Gegend durchquerten wir auf unserem Weg vom Camp zur Arbeitsstelle.

Es stank nach schwerem Heizöl, und das Öl waberte auch im Kampf der Farben zwischen schwarz und regenbogenglänzend auf dem Wasser.

Ab und an Feuer in den Mangroven. Da, wo die Ölleitungen ihren Weg an unsere Schiffsanlegestellen zum Meer suchten.

Einheimische bohrten diese Leitungen an und zapften das frisch geförderte Öl ab und trugen es in Fässern zu den privaten Destillen. Dutzende davon standen in den Wäldern. Durch die Löcher floss das Schweröl weiter in den Mangroven-Sumpf und tötete alles Leben.

Was wir in großem Stil machten, das Öl zu raffinieren, machten die Schwarzen im Kleinen.

Sie legten Feuer unter die Ölkanister und destillierten das Schweröl in noch schwereres und Primitiv-Diesel. Dieses Destillat wurde dann auf dem Markt zu Billigpreisen verkauft, machte aber später durch die hohen Reparaturkosten kaputter Motoren den kurzfristigen Vorteil wieder zunichte.

Für die Destillierer nicht immer ganz ungefährlich, dann nämlich, wenn ihnen die Ölfässer samt Inhalt um die Ohren flogen. Hin und wieder schaffen es dann Meldungen in die Schlagzeilen der Weltpresse: ‚Hundert Nigerianer bei Explosion einer Pipeline verbrannt.'

Gott sei Dank, habe ich das selbst nie erlebt, sondern auch nur in der Zeitung gelesen."

Fliegende Ameisen

Banglamung, Naklua Road, Soi 19, Nachtcafé. Ein idyllisches Restaurant, versteckt hinter Palmen, Gräsern und Farn, zu finden nur für Leute, die es schon kannten.

Li, Siggi, Monika, Jutta und ich haben uns bei Norbert zum Dinner verabredet. Li und Siggi bestellen Bier, Monika Wein, Jutta und ich „Aeppen-Soda", auf gut Deutsch Apfelschorle. Just als wir aus der Menü-Karte das Essen bestellen, schwirren ein paar fliegende Ameisen um uns herum; und Siggi zieht schon wieder die passende Geschichte aus dem Ärmel.

„Solche Dinger schwirrten uns auch in Nigeria immer um den Kopf. Aber Hallo", will Siggi damit ausdrücken, dass die paar Dinger in Norberts Nachtcafé Peanuts waren gegen die Brummer aus Nigeria: „Die kamen dort in solchen Massen, dass sie die Einheimischen mit bloßer Hand einfingen, sich blitzschnell ein paar Bleche aus der Werkstatt griffen, die Insekten drauflegten, den Bunsenbrenner anschmissen und die Tiere grillten. Schon war eine Proteinmahlzeit zubereitet."

Wir bestellen 2 x Schnitzel, ungarisches Gulasch, Cordon bleu und Roulade mit Rotkohl. Siggi und ich setzen noch einen drauf und lassen uns ein Eis schmecken – und zum Abschluss spendet Norbert noch einen Schluck Orangen-Likör.

Nigeria und die gerösteten Ameisen hat an diesem Abend keiner vermisst – nicht mal Siggi.

Haarstäubendes Neujahr

„Warst du beim Friseur“, staune ich über Siggis Haar.

„Morgen ist chinesisches Neujahr.“

„Na und?“

„Also, in China ist es üblich, dass man vor dem Chinesischen Neujahr zum Haareschneiden geht und sie dann einen Monat lang wachsen lässt.

„??“

„Wenn du das nicht machst, dann stirbt dein Onkel, also füge ich mich der chinesischen Tradition. “

Der Master und der liebe Gott

„Was hast du mit deiner Hand gemacht?“, fragt mich Siggi.

„Unsere beiden roten Katzen waren sich nicht grün und haben miteinander gefetzt. Dam Dam ist dazwischen wie ein Schiedsrichter beim Boxen, gab kläffend sein Trenn-Kommando. Taten die beiden Kater auch. Ich hob dann den einen auf. Doch der war so voller Adrenalin, dass es wie wild um sich biss. Moni versorgte die Wunde, ab ins Krankenhaus, Tetanus, Tollwut-Impfung, Verband und jetzt bin ich hier.“

„Nur gut, dass ihr in Thailand eine guten Gesundheits-Versorgung habt“, erinnert sich Siggi an einen Zwischenfall in Lagos.

„Da haben die LKW die T-Träger an der Baustelle abgeladen: 16 Meter lang, 40 x 100 cm im Doppel-T. Die wurden dann im Abstand von 15 cm nebeneinander gelagert. Dazwischen turnten dann die nigerianischen Bau-Arbeiter rum.

Meine Hinweise, Vorsichtig zu sein, wurden mit einem lauten „Yes, Master“ zwar quittiert, aber im Verhalten ignoriert.

Die T-Träger wurden dann vom Kran aufgenommen und zur Verarbeitung auf eine Arbeitsplattform gehievt. Und da passierte es schon mal, dass der Kran nicht exakt über dem T-Träger stand. Die Folge: Beim Anheben pendelte

der Träger nach links oder rechts, krachte dann auf den Nachbar-Träger. Kein Problem, solange da nicht ein Bein dazwischen war.

Eines Tages war es das. Ich höre heute noch das Splittern der Knochen.

Der verletzte Arbeiter wurde sofort von seinen Kumpels auf einen Pic-Up gehoben und mit viel Palaver ins Krankenhaus gefahren. Die Ärzte dort operierten ihn sofort. Das taten sie üblicherweise nur bei Leuten, die Geld im Voraus bezahlten. Aber hier wussten sie: Bilfinger und Berger bezahlt.

Weil es mein Arbeiter war, besuchte ich ihn jeden Tag am Krankenbett und brachte ihm Essen und Trinken. Als Dank erhielt ich eine Breitseite weißer Zähne, die mich in voller Pracht anstrahlten, auch weil ich ihm ab und an ein wenig Geld zusteckte.

Dabei erzählte er mir die Geschichte, dass sich oft drei Arbeiter zusammentun, das verdiente Geld zusammenlegen und einem Arbeiter geben. So hat dann wenigstens einer genug Geld, um sich was anzuschaffen. Die Woche drauf ist dann der nächste dran. Und ohne Verdienst hätte er da nicht mehr mitmachen können.

Ein paar Wochen später humpelte der Junge wieder über die Baustelle und erzählte jedem: 'Der Master und der liebe Gott haben mich gesund gemacht'. Seither hatte ich unter den Arbeitern einen Freund fürs Leben."

Polizeigürtel

„Siggi, du bist eine Fundgrube für kleine Geschichten“, staune ich, weil unser Gast jeden Tag eine neue Story auf Lager hat.

„Was erzählst du uns heute?“

„Nur eine Kurzepisode vom Markt in Lagos.
Eines Tages gab es dort richtigen Tumult Obststände wurden umgeschmissen, Gegenstände flogen durch die Luft. Ein Feuer brach aus.

Plötzlich stürmte die Polizei das Schlachtfeld. Du hättest mal sehen sollen, wie die Leute da rannten. So schnell habe ich nie wieder Nigerianer laufen sehen. Und wenig später wusste ich, warum.

Nix von Festnahme, abführen, Polizeigewahrsam. Die Uniformierten rissen die Übeltäter ganz einfach zu Boden, zogen ihre Gürtel aus und vertrimmten sie nach Strich und Faden. Schreie gellten über den Platz, Blutlachen zeugten vor der Brutalität der Polizei.

Als der Spuk vorbei war, war Bilfinger und Berger gefragt. Wir schickten unsere Radlader in die Kampfarena, die die Kampfspuren beseitigten und den Platz einebneten.

Am nächsten Tag öffnete der Markt so, als sei am Tag zuvor nichts geschehen. So ist Afrika.“

Öltransporter

Einmal passierte es, da kam mein Nachbar Klaus vor Siggi zu Besuch. Üblicherweise erscheint er erst, wenn Siggi schon gegangen ist. Als Siggi dann die Treppe runterkommt, ist Klaus gerade mitten in einer Geschichte.

„Ich habe im Isaan (Zentralthailand) ein Haus für die Familie meiner Frau gebaut. Da brauchten wir zur Verschalung und Stützung Holz. Der Vorarbeiter sagte, er würde das bis zum nächsten Tag besorgen. Und tatsächlich, er hielt Wort. Ich bezahlte und der Bau konnte weitergehen.

Am nächsten Tag ging ich auf ein Grundstück, auf der eine Waldparzelle stand. Und da sah ich, dass einige Bäume gefällt waren. Die Sägespäne um die Baumstümpfe war höchstens ein Tag alt. Schnell bestätigte sich mein Verdacht: Der Vorarbeiter hatte mir mein eigenes Holz verkauft."

Siggi lachte verschmitzt und toppte dann die Geschichte von Klaus.

„Auf unserer Baustelle klauten die Arbeiter wie die Raben. Kein Tag, wo nicht zwei, drei Sägeblätter verschwanden. Mit der Flex schliffen sie die Sägezacken weg und schärften den Stahl. Zwei Holzgriffe dran und mit Nieten aus der Lagerhalle festgemacht – und schon hatte man ein Messer, dass man für ein paar Cent auf dem Markt verkaufen konnte.

Den Oskar aber bekam ein Bauarbeiter, der sich schleppenden Schrittes dem Ausgang näherte. Die Kontrolleure am Eingangstor eilten dem Mann zu Hilfe, weil sie meinten, er sei verletzt oder krank.

‚Nein, nein', wiegelte der Mann ab und wollte an den Kontrolleuren vorbei. Die aber wurden argwöhnisch, durchsuchten den Mann nach gestohlenen Gegenständen, die er aus dem Lager schmuggeln wollte.

Nichts, der Mann war sauber. Erst als er sich wieder nach draußen in Bewegung setzte, fiel es auf. Er schleppte schwer an seinen Stiefeln, so als sei Blei drinnen. Es war kein Blei, wie sich später herausstellte. Der Mann hatte sich Öl in seiner Stiefel gekippt und wollte sie so aus dem Lager schmuggeln. Links drei Liter, rechts drei Liter.

Öl gefördert und raffiniert in Nigeria, exportiert nach Deutschland, nach Nigeria re-importiert, geklaut, um auf dem Markt von Lagos verkauft zu werden.

Ähnlich verhielt es sich auf einem Schwimmkran. Die Einheimischen baten um das Altöl aus der Maschine, transportierten es ab, versteckten es und als der nächste Ölwechsel anstand, ließen sie das frische Öl verschwinden und wechselten das Altöl mit dem geklauten Altöl. Du kannst dir vorstellen, wie lange so ein Motor gehalten hat.

Heute, mit einigem Abstand sehe ich natürlich auch, dass die Arbeiter arme Schweine waren, die oft nicht genug zum Essen hatten, geschweige denn eine Familie ernähren konnten.

Zipfelmann

Heute haben wir keinen konkreten Anlass, über ein bestimmtes Thema zu sprechen. Da fängt Siggi plötzlich an:

„Wir hatten ja im Iran immer in großen Gruppen gearbeitet. Da hat man nicht viel Zeit, persönliche Beziehungen zu knüpfen. Nur wenn die Gruppen kleiner waren, hatten wir Gelegenheit zu einem Small Talk. Eines Tages saßen wir in einer Runde und jeder erzählte, welchen Beruf er hat.

OK. Die meisten hatten wenig Überraschendes zu bieten. Elektriker, Schweißer, Bauarbeiter….

Als dann die Runde an einen älteren Mann kam, begann die Gruppe zu lachen und zu tuscheln. Und der Mann wollte auch nicht so richtig raus mit der Sprache.

Na ja, und dann druckste er doch herum und machte mit der Hand vor seinem Hosenlatz so ne Art Sägebewegung. Als ich nicht verstand, stand er auf und kam mit einem kleinen Handköfferchen zurück.

Erst kam ein schmuddeliges Geschirrtuch zum Vorschein, mit ein paar Blutstropfen drauf, dann ein Bambusrohr und schließlich ein Messer. Die Klinge kaum 3 Finger breit, aber sauscharf. Man sah es ihr an, denn die wiederholten Schärfungen hatten die Klinge schrumpfen lassen.

Jetzt verstand ich. Das war das Werkzeug, um Jungs zu beschneiden. Ich wollte wissen, wie das vonstattenging. Er zeigte mir, dass der zu beschneidende Junge erst seinen Pimmel in das Bambusrohr stecken musste. Dann zog er die Vorhaut aus dem Bambusrohr heraus, prüfte, dass die Eichel noch im Rohr steckte – und ‚Zack' war das Ding ab.

Die Menge grölte.

Wie denn so ein beschnittener Schwanz aussehe, wollte ich wissen. Da stand der Mann auf, ließ seine Hose runter und holte seinen Lümmel heraus und meinte:

‚Na, so halt'.

Alles lachte."

Beschnitten

„Übrigens“, Siggi setzte sich am nächsten Tag gar nicht erst hin,

„In Nigeria nehmen sie die Beschneidung an Mädchen vor. Da fummeln alte Frauen mehr oder weniger blind in der Scheide rum und zippeln Kitzler oder innere Schamlippen junger Mädchen ab und lassen die schreienden Kinder danach selbst überlassen.

Und das Komische daran. Wenn später aus diesen genital-verstümmelten Kinder junge Frauen werden, lassen sie dieses grausame Ritual an ihren eigenen Kindern wiederholen.

Und das machen nicht nur die Moslems. Auch Christen machen das. Es sei eben Tradition, meinen sie.

Air

„Unsere Air ist hinüber“, signalisiert Siggi, dass die Klimaanlage nicht funktioniert.

„Ich bestelle den Tom“, beruhige ich ihn.

„Weißt du, dass in Nigeria die Aircondition das Wichtigste im Leben eines Bauarbeiters ist? Wenn die nicht funktionierte, kamen die Elektriker im Laufschritt, um sie zu reparieren. Und weißt du auch, warum? Weil die Neger glaubten, die Air mache eine weiße Haut.

Kobo-Polizist

„Ich will ja nicht schlecht über die Nigerianer sprechen, aber es ist auch nicht immer ganz einfach nur das Gute zu sehen“, signalisiert mir Siggi am nächsten Morgen, dass er eine neue Story auf Lager hat.

„Ein Gott“, denke ich mir, „wo speichert der nur all die Geschichten aus seinem Arbeitsleben?“

„Wenn wir aus unserem Lager in Abuja fuhren, kamen wir gleich nach der Ausfahrt erst an eine Kreuzung. Wenn uns der Polizist dort sah, machte er gleich einen Schritt zur Seite und ich kurbelte mein Fenster herunter. Es war immer die gleiche Zeremonie.

Der Polizist grinste und streckte die Hand ins Auto. Ich holte ein paar Cobos heraus, drückte sie in seine Hand und die Reise konnte weiter gehen.

Kobo die Unterwährung der Naira, der nigerianischen Währung. Und deshalb hießen diese Polizisten auch Cobo-Polizisten, weil sie sich mit Kleingeld zufriedengaben. Sie unterschieden sich von der normalen Polizei durch gelbe Westen und dass sie keine Waffen trugen.

Mit der bewaffneten Polizei bekamen wir es zu tun, wenn wir die Provinzgrenze überschritten. Die stoppten uns gebieterisch und wehe wir hatten keine Nairas parat, dann konnte es passieren, dass unsere Reifen platt waren und wir nicht weiterfahren konnten. Ein paar Naira

mussten wir immer berappen. Damals, zur Zeit des Ölbooms, war das nigerianische Geld eine beliebte Währung mit einem Umtauschkurs von bis zu 2 US-Dollar für einen Naira. Als ich hinkam, war die Währung aber schon verfallen.

Und hatten wir der Polizei passiert, dann warteten immer wieder Wegelagerer auf. Die nutzten die großen Schlaglöcher, die man nur im Schritt-Tempo passieren konnte. Dort bedrohten sie uns mit Steinen und gaben den Weg erst frei, wenn wir unsere „Maut" bezahlt hatten.

Golfplatz

„So ein Lager in Nigeria ist ja eine langweilige Sache“, meint Siggi am nächsten Morgen. „Und auch die Elite des Landes langweilte sich offenbar. Da kam einer auf die Idee, einen Golfplatz zu bauen. Bilfinger und Berger bekam den Auftrag. Da Engländer als Rasenspezialisten gelten, wurde einer ausgeguckt, den Golfplatz zu bauen.

Er steckte eine Area ab und orderte ein paar Bauarbeiter in das Buschland und sähte englischen Rasen. In vier Versionen, denn es gab noch keine Erfahrungswerte, welche Sorte in Nigeria am besten gedeiht.

Nach vielen Monaten Bauzeit wurde das Grand Opening verkündet. Doch kurz vor der feierlichen Eröffnung ließ ein Fulani seine Rinderherde auf dem jungfräulichen Golfplatz grasen. Fulanis sind nigerianische Hirten mit feinen, fast europäisch geschnittenen Gesichtszügen, nur eben in Schwarz. Und sie haben ihren eigenen Willen. Das Verbot, Rinder auf dem neuen Golfplatz grasen zu lassen, ignorierten sie.

Nachdem die Viehherde das satte Grün zertrampelt hatte, war an eine Eröffnung nicht mehr zu denken. Die Bauarbeiter nutzten die Gunst der Stunde und zweigten ein Kalb von der Herde ab. Als es der Fulani bemerkte, schmorte das Tier schon am Spieß.

Der Hirte kam mit der Polizei wieder und der Engländer musste vor Gericht, obwohl er von der ganzen Sache nichts wusste. Aber es kam noch schlimmer. Schließlich

hatte man jemanden gefunden, den man schröpfen konnte.

Im Lauf der Verhandlung präsentierte der Fulani auch eine Frau, die behauptete, vom Engländer geschlagen worden zu sein. Als der Richter wissen wollte, wo, riss sie sich ihre Bluse auf, präsentierte ihren Busen, zeigte auf einen blauen Fleck: ‚Da.'

Wie der Prozess ausging, weiß ich nicht mehr, jedenfalls war er wochenlang Gesprächsthema Nr. 1 an unserer Buschbar, und die Geschichte wurde von Erzählung zu Erzählung immer dramatischer.

Fuck You

„Siggi, mich wundert eines. Du turnst in der ganzen Welt herum und sprichst nicht so besonders gut Englisch."

„Ja wunder mich auch. Aber ich kann dir das erklären. In Abuja arbeitete ich zum Beispiel mit einem Holländer zusammen. Der sprach perfekt Deutsch und Englisch, und an den hielt ich mich immer, wenn ich mit den Einheimischen Probleme hatte.

Umgekehrt aber kam er zu mir, wenn er mal Problem mit den Schwarzen hatte. Und er hatte oft Probleme. Er konnte mit den Einheimischen – im Gegensatz zu mir – einfach nicht umgehen.

Gängige Vokabeln waren: ‚Arschloch, Fuking Nigger.'

Ich musste dann immer besänftigend eingreifen und schlichten, aber immer half das auch nicht, denn selbstbewusst waren die Afrikaner. Wenn sie beleidigt wurden, konnten sie sich wehren.

Mein holländischer Kollege wurde öfter als einmal vom Objektleiter abgemahnt. Der Friede konnte dann nur noch mit Geschenken an den Beleidigten wiederhergestellt werden: Mal war es ein Schaf, dass er dem Beschimpften kaufen musste, manchmal 10.000,-- Naira."

Dann herrschte wieder Burgfriede – bis zum nächsten Wutausbruch.

Handschlag

„Ich wollte die Geschichte von gestern noch ergänzen“, setzte sich Siggi am nächsten Tag erst gar nicht hin, was so viel bedeutete, dass er gleich seinen morgendlichen Spaziergang antreten wollte.

„Wenn mich die Nigerianer sahen, grüßten sie schon von Weitem recht freundlich mit ‚Morning Massa‘, gingen auf mich zu und gaben mir die Hand. Das taten sie nicht bei jedem und beim Holländer schon dreimal nicht.

Was mir auffiel, wenn sie einem die Hand gaben, hielten sie dabei immer mit der anderen den ausgestreckten Arm fest. Ich fragte mich immer: ‚warum?‘

Ob die Geschichte stimmt, weiß ich nicht, aber sie soll aus der englischen Kolonialzeit stammen. Die Briten verlangten dieses Festhalten des Unterarms, weil sie beide Hände sehen wollten. Sie fürchteten, dass der Einheimische mit der anderen Hand ein Messer hinter dem Rücken versteckten könnte.

Dies haben dann die Kolonialherren so lange praktizieren lassen, bis es schließlich zum ‚Brauch‘ wurde.“

Stroh-Rum

„Siggi, du erzählst immer so viele Storys aus Nigeria und dem Iran, aber kaum welche aus China“, mache ich meinen Gast auf das Ungleichgewicht seiner Erzählungen aufmerksam.

„Das ist einfach zu erklären, denn die Chinesen sind uns in ihrer Kultur und in ihren Gebräuchen viel ähnlicher als Afrikaner oder Perser.

OK. Ich erzähl dir jetzt was aus China.

Unsere Chefs waren ja alles Chinesen. Wir machten zwar die Arbeit, aber nach außen hin waren sie die Herren.

Sie waren es auch, die uns ab und an zum Essen einluden. Li erklärte mir dann den Weg zum Restaurant. Ich musste fahren, denn ich hatte ja den chinesischen Führerschein.

‚Da‘, befahl sie mir zu stoppen.

Wir gingen aber nicht in den allgemeinen Fresstempel, sondern in ein abgesondertes Zimmer, wo wir für uns allein waren. Und das hatte wohl seinen Grund.

Da herrschte nicht etwa vornehme Zurückhaltung, sondern da ging es laut zur Sache. Essen über Tisch und Bänke und natürlich saufen.“

„Was trinken denn die Chinesen?“, frage ich neugierig: „Bier oder Wein?“

„Alles, was den Magen kaputtmacht. Nur scharfe Sachen. Schnaps, Whisky, Rum. Und deshalb brachten wir auch immer als Geschenk österreichischen Stroh-Rum mit.

‚Aufmachen', herrschte der Ober-Chef einen seinen Untergebenen an, seine Flasche zu öffnen. Die eigene Flasche blieb unangetastet, die nahm er nämlich anschließend mit nach Hause.

80 Prozent, für Chinesen kein Hinderungsgrund, den Rum pur zu saufen. Zwar versteinerte ihr Gesicht beim ersten Schluck, aber es wäre ja Gesichtsverlust gewesen, dies zu zeigen.

Volltrunken ging es nach dem Essen zurück ins Camp."

„Besoffen?"

„Natürlich. Da scherte sich damals in China kein Polizist drum. Heute ist das natürlich anders."

Ger-Money

„Im Augenblick erleben wir ja eine wahre Flut afrikanischer Einwanderer in Deutschland“, bemerke ich zu Siggi, „wie war denn das zu Deiner Zeit in den 70er-Jahren?“

„Die Neugierde war schon sehr groß. Immer wieder fragten die Afrikaner, was man denn in Deutschland so verdiene. Als ich ihnen sagte, was ein Schweißer verdient, quollen ihnen die Augen über.

Da musste ich sie natürlich bremsen. Erzählte ihnen, dass man dazu eine Prüfung braucht, Deutsch können muss, eine Wohnung braucht und Kleidung und Schuhe und dass das alles sehr viel Geld kostet.

Dann war wieder eine Zeit lang Ruhe, bis jemand erzählte, ein Verwandter hätte es geschafft und sei sehr wohlhabend.

Damals gab es kein Internet. Man lebte von der Mund-zu-Mund-Propaganda. Und in der Tat war es so, dass jemand den Sprung übers Mittelmeer geschafft hatte. Aber anders, als man so dachte.

Eine Schwester habe der Deutschland-Reisende gehabt, die sich einen Europäer geangelt hatte. Ob sie nun anschaffen ging oder der Europäer Kohle hatte, konnte nicht genau eruiert werden. Jedenfalls war es genug, um den Bruder nach Deutschland zu holen und ihn dort auszuhalten und Geld nach Hause zu schicken. Man

muss sich vorstellen, dass ein Afrikaner heute mit 300 Euro monatlich eine Familie mit zwei Frauen ernähren kann. Das war damals nicht anders.

Damit war das Thema zwar vorerst beendet, aber man konnte sicher sein, dass es eine Woche später wieder auf dem Plan stand. Dann wollte man wissen, was man denn bei der Müllabfuhr so bekommt und man da auch Deutsch lernen muss.

Heute wird das alles über Internet frei Haus geliefert."

Glückliches Dinner

Kurz vor der Rückreise von Li und Siggi nach Deutschland trafen wir uns mit Freunden zum Abschiedsdinner im Nachtcafé in der Soi 19 in Naklua.

„Das wäre so in China nicht möglich", bemerkt Siggi.

Ich weiß zwar nicht mehr genau, wie viele wir bei einem Abendessen waren, aber es muss eine Unglückszahl gewesen sein.

Der Chef des Bauunternehmens wies mir – wie immer den Platz an seiner zu. Wie immer sagte er: ‚Ebert hier'. Warum weiß ich nicht, aber ich musste immer neben ihm Platz nehmen. Und dann erst kamen die Architekten, Ingenieure und Büroleiter und Funktionspersonal.

Es war ein Arbeitsessen im Extrazimmer eines Restaurants. Dann schaute der Chef in die Runde und herrschte einen Untergebenen an. ‚Hohl den Kaufmann!'

Li übersetzte das alles.
Warum der jetzt nachträglich geholt werden sollte, wollte ich von ihr wissen.

Die Antwort erstaunte mich: ‚Die Anzahl der Personen am Tisch bringt Unglück', meinte sie.

Ich weiß heute nicht mehr, wie viele wir waren. Ich glaube, es war eine ungerade Zahl, sieben oder so, und die musste auf die Glückszahl 8 aufgestockt werden.

Also kam dann der Untergebene mit dem Kaufmann zurück und das Essen konnte beginnen. Mit dem Nebeneffekt, dass dieser auch noch die Rechnung begleichen musste.

8

阿赫特

Li

„Sag mal, Siggi, wohin gehst du zum Friseur?“, zeige ich ihm kurz vor seiner Abreise meine langen Haare und motze gegen die thailändischen Friseure, „die schneiden mir die Haare wie Kim Jong Um. Ich aber möchte es oben kurz, aber an der Seite lang.“

„Li“, sagt er nur.

„Ich denke, die hat Ingenieur studiert?“

„Hat sie“, erzählt Siggi aus seiner Zeit in China. „Aber Haare schneiden kann sie auch. Und das kam so. Da gab es in der Heimatstadt von Li eine ganze Straße nur mit Friseuren. Man sah es an den vielen rotierenden rot-weiß-blauen Barbierspiralen.

Keiner der Friseure taugte was. Alle verpassten wir eine Mao-Frisur.

Ich klagte Li mein Leid.

‚Lass mich mal probieren‘, meinte sie, und schon saß ich auf dem Stuhl und Li ging mit Kamm und Schere ans Werk. Und in der Tat, meine Frisur konnte sich sehen lassen: Oben kurz und an der Seite nicht ganz so kurz.“

„Li?“, rufe ich nach oben, „kannst du mir die Haare schneiden?“

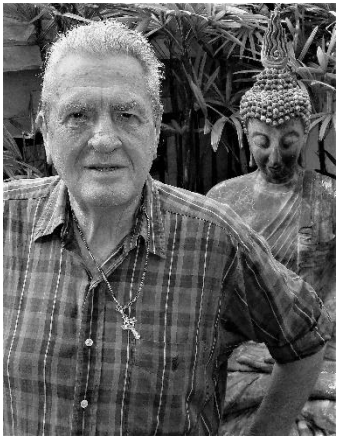
Kaum die Frage zu Ende formuliert, sitze ich auf dem Stuhl und Li beginnt mir die Haare zu schneiden.

Das Resultat konnte sich sehen lassen. Ich ernenne Li meinem Hof-Friseur. Nur schade, dass sie so weit weg wohnt.

„Ich komme ja Ende des Jahres wieder“, tröstet sie mich.

Am Nachmittag sitzen Li und Siggi im Taxi, das sie zum Flughafen bringt. Und ich freue mich schon, bis in neun Monaten das Taxi mit den beiden zurückkommt.

Der Autor



Erik Kothny

wird 1940 im Sudetenland geboren. Auf der Flucht vor der Roten Armee strandet die Familie in Österreich, ehe Vater Dr. Erwin Kothny in den diplomatischen Dienst der Bundesrepublik Deutschland eintritt.

Nach dem Abitur in Norwegen geht der Autor zur Bundeswehr. Dort war er zuletzt Major bei der psychologischen Kampfführung.

Als Redaktionsoffizier absolviert er eine Ausbildung bei der deutschen presseagentur (dpa) und an der Akademie für Publizistik in Hamburg, wird danach freier Mitarbeiter bei der Koblenzer Rheinzeitung und des Südwestfunks Koblenz.

Seinen Altersruhesitz findet er bei seinen thailändischen Adoptivsöhnen in Pattaya. Hier trifft es auch Li und Siggi.

Nach 25 Jahren Bundeswehr und 25 Jahren Journalist geht Kothny in Rente und schreibt Bücher.

Hier eine Auswahl:

Bücher des Autors
(www.kothny-buecher.de)

- **„Bundeswehrmajor am Hindukusch“**
  Buch: ISBN 978-3-935286-18-3

  In seinem ersten Buch hatte Kothny 1982 seine ersten Begegnungen mit dem Islam niedergeschrieben. Damals diente er noch als Major bei der Bundeswehr und begleitete im Urlaub die islamischen Mujaheddin in ihrem Freiheitskampf gegen die Sowjets.

- **„Deutschland es brennt“**
  Buch: ISBN: 9783753122595
  e-book: ISBN 9783737591935

  Das Buch entstand nach der unkontrollierten Grenzöffnung 2015. In diesem Buch untersucht der Autor, die Ursachen der Flutung Deutschlands durch Kriegsflüchtlinge.

- **Im Netz der Nazi-Jäger“**
  Buch: ISBN 9783-0108-7486-4

  Der Autor wirft einen Blick auf die Situation in Deutschland, als jeder, der sich kritisch mit Islam und Migration auseinandersetzte, als Nazi beschimpft und von der Justiz verfolgt wurde.

- **„Ich leiste Widerstand“**
  Buch: ISBN: 9783753114781

  In dieser Abhandlung schildert die schlampige Arbeit zweier Münchner Gerichte und die kriminellen Methoden der Staatsanwaltschaft, um ihren politischen Auftrag zu erfüllen, Deutschland zu islamisieren und in den Untergang zu führen. Kothny setzt dem Widerstand entgegen.

- **Die siamesische Truhe**
  ISBN 978-3-753166-42-1

  Ein Roman, der in der Zukunft spielt, aber seine Wurzeln in der Gegenwart hat.
  Navin, uneheliches Kind zwischen einem Deutschen und einer Thai entschiedet sich nach der Islamisierung Europas nach Deutschland zu gehen, um als Polizist für Recht und Ordnung zu sorgen. Schon nach kurzer Zeit entschließt er sich, das völlig aus den Fugen geratene System zu bekämpfen. Er wird vor Gericht gestellt und verurteilt.
  Die siamesische Truhe ist die logische Fortsetzung der vorangegangenen Bücher, aber als Einzelbuch verständlich.

- **„Gedichte an Gerichte“** (in Bearbeitung)

  Der Autor hatte in seinem Buch *„Ich leiste Widerstand“* angekündigt, Widerstand zu leisten. Er weigert sich, die Strafe zu zahlen und ist bereit ins Gefängnis zu gehen.

  Es enthält Spot-Gedichte an die Münchner Justiz und Staatsanwaltschaft sowie:

  „Verse **fett und dick**
  an die Politik“.